

TRANSFORMATION

WORKING PAPER SERIES

Präfiguratives Placemaking als Strategie transformativen Stadtmachens

Michael Fendel



**Europa-Universität
Flensburg**

| Norbert Elias Center (NEC)

2025

Working Paper #7

Zitiervorschlag

Fendel, Michael (2025). Präfiguratives Placemaking als Strategie transformativen Stadtmachens. *Transformation Working Paper Series*, No. 07. Norbert Elias Center for Transformation Design & Research, Europa-Universität Flensburg, <https://doi.org/10.18716/ojs/twps/2025.11942>

Impressum

Copyright für diesen Text: Micheal Fendel

Redaktion: Matthias Schmelzer und Maike Böcker

Lektorat: Laura Strack

Satz: Max Wagner

Alle Working Paper sind frei erhältlich unter
www.uni-flensburg.de/nec/working-papers

Dieter Elias Center for Transformation Design & Research (NEC)
Europa-Universität Flensburg
Auf dem Campus 1
24943 Flensburg
Germany
Tel.: +49 461 805 2871
www.uni-flensburg.de/nec

ISSN 3052-2234 (online)



**Europa-Universität
Flensburg**

| Norbert Elias Center (NEC)

Präfiguratives Placemaking als Strategie transformativen Stadtmachens

Im Fokus dieses Working Papers stehen städtische Orte des Wandels, die alternative Zukünfte schon jetzt konkret erfahrbar machen. Angesichts von Klimawandel, expansiver Urbanisierung, Gentrifizierungsprozessen, steigender sozio-ökonomischer Ungleichheit und politischer Polarisierung entstehen vielerorts neue Formen kollektiver Stadtgestaltung, bei denen Stadtbewohner*innen ‚*bottom-up*‘ Visionen für eine gerechtere, nachhaltigere und inklusivere Gesellschaft verwirklichen.

Ausgangsthese ist, dass sich alternative, mitunter utopisch erscheinende Visionen von Stadt durch kollektives, präfigurativ-politisches Handeln materialisieren und damit einen möglichen Pfad sozial-ökologischer Transformation vorzeichnen können. Dies wird im Konzept des *präfigurativen Placemakings* zugespitzt, der Schnittstelle zwischen präfigurativ-politischem Handeln und der prozesshaften, kollektiven und intentionalen Gestaltung von Orten (*Place*).

Als empirisches Fallbeispiel dient das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ in einem postmigrantisch geprägten Viertel Flensburgs, das einen ehemaligen Supermarkt durch soziokulturelle Stadtteilarbeit in einen offenen Begegnungs-, Ausstellungs- und Veranstaltungsort verwandelt. Durch teilnehmende Beobachtungen und leitfadengestützte Interviews wurden Perspektiven und Erfahrungen der lokalen Akteure erfasst. Die so gewonnenen Daten wurden mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet, um zentrale Themen, Dynamiken und Widersprüche herauszuarbeiten und im Kontext des theoretischen Rahmens kritisch zu diskutieren.

Die Arbeit trägt zur Debatte über mögliche Ansätze und Triebkräfte städtischer und gesellschaftlicher Transformationsprozesse bei. Präfiguratives Placemaking, das sich an utopischen Visionen und Idealen orientiert, ist eine widerständige Praxis der Öffnung: Sie hinterfragt kritisch den Status quo, affirmiert das vermeintlich ‚Unmögliche‘, schärft den Blick für das, was noch nicht ist, aber sein könnte, und öffnet Möglichkeitsräume für andersartige Erfahrungen, Praktiken und künftige Entwicklungen. Damit schafft die Praxis konkrete, lokal situierte Ausgangspunkte für Wandel.

Autor: Michael Fendel

Keywords: Präfigurative Politik, Placemaking, reale Utopien, Recht auf Stadt, Stadtmachen, Soziokultur, postmigrantische Gesellschaft, humanistische Geografie, Transformationsforschung

Prefigurative Placemaking as a Strategy of Transformative City-Making

This working paper focuses on urban places of change that render alternative futures already tangible and localised. In the face of climate change, expansive urbanisation, gentrification, rising socio-economic inequality and political polarisation, novel forms of collective city-making are emerging, with citizens working ‘bottom-up’ to realise their visions for a more just, sustainable and inclusive society.

The initial hypothesis is that alternative, at times seemingly utopian, visions of *city* are materialised through collective, prefigurative political practice, scribing a possible path towards social-ecological transformation. This is amalgamated in the concept of *prefigurative placemaking*, the intersection of prefigurative political action and the processual, collective and intentional making of place.

“UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt”, a project transforming a former supermarket in a post-migrant neighbourhood of Flensburg, Germany, into an inclusive space for assembly, exhibitions and events through sociocultural community work, serves as an empirical case study. Through participatory observation and guided interviews, the perspectives and experiences of local actors were captured. The data was evaluated using qualitative content analysis to identify key themes, dynamics and contradictions. These are critically discussed in the context of the theoretical framework.

This working paper contributes to debates on approaches to, and drivers of, urban and social transformation. Prefigurative placemaking, inspired by utopian visions and ideals, constitutes a resistant practice of opening: it critically questions the status quo, affirms the supposedly “impossible”, sharpens the eye for what is not yet, but could be, and opens spaces of possibility for different experiences, practices and future developments. In this way, the practice creates concrete, locally situated starting points for change.

Author: Michael Fendel

Keywords: prefigurative politics, real utopias, right to the city, placemaking, city-making, post-migrant society, humanistic geography, transformation studies

*We are patiently inching our way
toward unreachable utopias.*

Aus José Gonzáles' Song „Visions” (2021)

As we collectively produce our cities, so we collectively produce ourselves.
Projects concerning what we want our cities to be are, therefore,
projects concerning human possibilities, who we want,
or, perhaps even more pertinently,
who we do not want to become.

David Harvey (2000: 159)

Inhaltsverzeichnis

Tabellenverzeichnis	8
Abbildungsverzeichnis	8
Abkürzungsverzeichnis	8
1. Einleitung	9
2. Theorie	12
2.1 Präfigurative Politik	12
2.1.1 Zum Begriff und seiner Geschichte	14
2.1.2 Präfigurative Politik als Transformationsstrategie	17
2.1.3 Eine <i>andere</i> Art von Politik?	19
2.1.4 Präfiguration und utopisches Denken	22
2.1.5 <i>Spaciotemporal Utopianism</i> , reale Utopien und präfigurative Orte	25
2.2 Place und Placemaking	29
2.2.1 Der Place-Begriff der <i>Humanistic Geography</i>	29
2.2.2 Placemaking als Gestaltungspraxis	31
2.2.3 Placemaking mit künstlerischen und kulturellen Mitteln	34
2.2.4 Transformatives Stadtmachen	36
2.3 Präfiguratives Placemaking	38
3. Fallstudie und Methode	39
3.1 Forschungskontext	40
3.1.1 Das (Um)Feld: Flensburg Neustadt	40
3.1.2 Das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“	42
3.1.3 Soziokultur und das Programm UTOPOLIS	43
3.2 Forschungsfragen	45
3.3 Methodisches Vorgehen	45
3.3.1 Teilnehmende Beobachtung	46
3.3.2 Leitfadengestützte Interviews	47

3.3.3	Qualitative Inhaltsanalyse.....	52
3.3.4	Berücksichtigung weiterer Materialien	53
4.	Ergebnisse	53
4.1	Sense(s) of Neustadt	54
4.1.1	Multikulturalität.....	54
4.1.2	Marginalisierung.....	56
4.1.3	Stadt(teil)entwicklung	57
4.1.4	Zukunftsvisionen	60
4.2	Transformation (in) der Neustadt durch präfiguratives Placemaking	62
4.2.1	Materialität	62
4.2.2	Aktivität.....	64
4.2.3	Bedeutung.....	68
5.	Diskussion.....	72
5.1.1	Der Ex-Sultanmarkt als reale Utopie?	72
5.1.2	Ein Ort des Politischen in der Neustadt.....	74
5.1.3	Präfiguratives Placemaking als Strategie transformativen Stadtmachens?	76
6.	Fazit.....	82
	Literaturverzeichnis.....	84
	Anhang	91

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Placemaking is.....	34
--------------------------------	----

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Präfiguratives Placemaking.....	38
--	----

Abkürzungsverzeichnis

BBSR: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung

DaZ: Deutsch als Zweitsprache

IHR SAN: IHR Sanierungsträger der Stadt Flensburg

u. a.: und andere

WBGU: Wissenschaftlicher Beirat Globale Umweltveränderungen

1. Einleitung

Weltweit leben immer mehr Menschen in Städten. Prognosen besagen, dass bis 2050 mehr als zwei Drittel der Weltbevölkerung in urbanen Räumen leben werden (WBGU 2016: 1). Städte sind nicht nur Lebensraum für Milliarden von Menschen, in ihnen zeigen sich auch die Symptome einer sozial-ökologischen „multiplen Krise“ (Brand 2009). Dazu gehören unter anderem die Folgen von Klimawandel und Umweltzerstörung, steigende sozio-ökonomische Ungleichheit und gesellschaftliche Spaltung sowie regionale und transnationale Migrations- und Fluchtbewegungen. Zudem wird vielfach eine Krise der liberalen Demokratie beschrieben, die sich unter anderem durch einen weitverbreiteten Vertrauensverlust in etablierte politische Mechanismen, Parteien und Institutionen äußert (Brocchi 2018: 18ff.; Foroutan 2019: 27). Gleichzeitig erzielen in Deutschland und in vielen anderen Ländern rechtspopulistische und rechtsextreme Parteien mit reaktionären, migrations- und fremdenfeindlichen Positionen hohe Zustimmungswerte und Wahlerfolge.

Viele der genannten Herausforderungen und Krisen verdichten sich in Städten, zum Beispiel in ungleich verteilten Macht- und Eigentumsverhältnissen, in Gentrifizierungs- und Verdrängungsprozessen, und im Flächenfraß und enormen Ressourcenverbrauch einer sich ausweitenden Urbanisierung. Zugleich sind Städte seit jeher „Experimentierorte“ und Ausgangspunkt kultureller, sozialer und technologischer Innovation (Schneidewind 2019: 261f.). Sie werden deshalb auch als zentrale Orte für die Entwicklung von Lösungen und Antworten auf die genannten Krisen betrachtet (WBGU 2016).

Im Angesicht der multiplen Krisen und Herausforderungen formiert sich vermehrt Widerstand gegen ein Immer-weiter-so: Stadtbewohner*innen handeln kollektiv, um ihre Lebenswelt, ihre Quartiere und Städte selbstbestimmt und „koproduktiv“ mit- und umzugestalten (BBSR 2020: 7). Sie werden selbst zu „Stadtmacher*innen“, mit dem Ziel, für ihre „eigenen Bedürfnisse im Stadtraum einzutreten, eigene Projekte in offenen und kooperativen Prozessen zu entwickeln und politische Debatten voranzutreiben“ (ebd.: 131). Stadtbewohner*innen widersetzen sich – oft explizit mit Bezug auf ein *Recht auf Stadt*¹ – neoliberalen, wachstums- und marktorientierten Stadtentwicklungspolitiken und -dynamiken, die die Interessen Weniger vor das Gemeinwohl stellen, und gestalten gemeinsam Visionen einer nachhaltigeren, inklusiveren und gerechteren Stadt (Brocchi 2021; Holm 2011). Sie arbeiten so an einer urbanen Wende, die auf Nachhaltigkeit, Gemeinwohl und demokratischer Ermächtigung abzielt (Schneidewind 2019: 261f.). Dabei geht es nicht nur um die Mitgestaltung zukünftiger Entwicklungen und städtische Eigentumsverhältnisse, sondern auch um die (Um-)Verteilung von Macht und gesellschaftlicher Teilhabe sowie das gesellschaftliche Zusammenleben in der „postmigrantischen Gesellschaft“ (Foroutan 2019). Derartige Prozesse, konstatiert Schneidewind,

¹ Diese Wendung geht auf den französischen Soziologen Henri Lefebvre zurück (2023 [1968]), der damit die Forderung auf ein Recht auf Nichtausschluss und gerecht verteilten Zugang zu Teilhabe, Ressourcen, Möglichkeiten und Debatten in einer urbanisierten Gesellschaft artikuliert.

benötigen Bilder möglicher Zukünfte, die ihre Entwicklung antreiben. Solche Zukunftsbilder und Szenarien sind Motivation für engagierte Akteure in den Städten, sie sind aber auch Grundlage für Verhandlungsprozesse unterschiedlicher Gruppen in der Stadt über genau solche Zukünfte. (2019: 277)

Hier schließt diese Arbeit an. Dabei soll es um den *Prozess der konkreten Verortung* und die Erfahrbarmachung solcher Visionen und Ideale gehen.

Wandel gestalten – aber wie?

Im Fokus der Arbeit stehen städtische Orte des Wandels, die eine alternative Zukunft schon gegenwärtig und konkret lokalisiert aufscheinen lassen und erfahrbar machen.² Dies untersuche ich mithilfe der theoretischen Konzepte präfigurative Politik und *Placemaking*.³ Bei präfigurativer Politik geht es im Kern darum, eine von den Handelnden angestrebte und erwünschte Zukunftsvision modellhaft im Kleinen zu verwirklichen und damit Wandel zu bewirken. *Placemaking* beschreibt die prozesshafte Gestaltung von Orten in Bezug auf drei verschiedene Dimensionen: Materialität, menschliche Aktivität und Bedeutung. Meine Ausgangsthese ist, dass eine Materialisierung alternativer, utopisch erscheinender Visionen von Stadt durch kollektives, präfigurativ-politisches Handeln geschehen kann. Dabei überlagern sich verschiedene zeitliche Ebenen: die gegenwärtige, zu verändernde, und eine künftige, utopische, noch offene und zu gestaltende Ebene. Dieses Phänomen bezeichne ich als *präfiguratives Placemaking*. Mit diesem Begriff beschreibe ich die Schnittstelle von präfigurativer Politik und *Placemaking* als intentionale (Um-)Gestaltung der lokalen Lebenswelt und damit als möglichen Ansatzpunkt für Transformation.

Um die Praxis des präfigurativen *Placemakings* empirisch zu untersuchen, setze ich mich in meiner Arbeit intensiv mit einem konkreten Ort auseinander, an dem mit künstlerischen und kulturellen Mitteln soziokulturelle Stadtteilarbeit betrieben wird. Das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ in Flensburg nutzt zusammen mit der lokalen, heterogenen Stadtteilbevölkerung den Ex-Sultanmarkt, einen ehemaligen Supermarkt, als Begegnungs-, Ausstellungs-, und Veranstaltungsort um. Anhand dieses Beispiels möchte ich die Potenziale und Herausforderungen präfigurativen *Placemakings* als Strategie transformativen Stadtmachens herausarbeiten und diskutieren. Ich untersuche dafür, wie beim gewählten Beispiel präfigurativ in Bezug auf Place gehandelt wird und wie sich dies in den Dimensionen Materialität, Aktivität und Bedeutung zeigt.

Diese Arbeit leistet einen Beitrag zur Debatte um mögliche Ausgangspunkte und Triebkräfte einer sozial-ökologischen Transformation. In den letzten Jahren sind zunehmend polyzentrische Ansätze (WBGU 2016: 4) sowie „*Bottom-up-Strategien*“ in den Fokus der deutschsprachigen

² Michel Foucaults Begriff der „Heterotopien“ (Foucault 1993) würde sich ebenfalls eignen, um über derartige Orte nachzudenken. Ich habe mich zugunsten einer stärkeren Orientierung am Utopiebegriff gegen seine Verwendung entschieden.

³ Ich verwende mit Bezug auf die *Humanistic Geography* die englischen Originalbegriffe *Place* und *Placemaking* (vgl. Kapitel 2.2.1) und behandle sie im weiteren Verlauf der Arbeit als eigenständige Konzepte, die ich mit großen Anfangsbuchstaben schreibe und nicht bei jeder Nennung kursiv als Fremdwort hervorhebe.

Transformationsdebatte gerückt, die auf Wandel vom Lokalen zum Globalen hin setzen (Brocchi 2018: 1). Dabei werden Antworten und Lösungsansätze auf die komplexen, globalen und homogenisierenden Dynamiken diskursiv und prozesshaft im Lokalen gesucht, z. B. in „Reallaboren“ oder „Zukunftsstädten“ (SynVer*Z 2022). Das Nachdenken über solche Orte des Wandels ist eingebettet in die vielschichtige Debatte um eine zukunftsfähige, am Gemeinwohl orientierte Stadtentwicklung und damit eine Transformation der Gesellschaft und ihrer Institutionen, von Wirtschafts-, Beziehungs- und Organisationsformen, von Konsum- und Produktionsweisen. Daran knüpfe ich mit meiner Arbeit an. Dabei fokussiere ich mich auf Prozesse, die ‚von unten‘⁴, also durch zivilgesellschaftliche Initiativen und Bewegungen angestoßen werden. Meine Arbeit liefert im Sinne der transdisziplinären Stadtforschung keinen ausgearbeiteten Lösungsvorschlag, sondern einen Diskussionsbeitrag, dessen Erkenntnisse explizit „als unsicheres, lokales, kommuniziertes, personalisiertes Wissen und kritisch als Teil diskursiver Macht“ verstanden werden sollen (Eckardt 2014: 7f.). Dazu gehört auch, meine Positionalität und Rolle als Forscher*in im Forschungsprozess offenzulegen und zu reflektieren (vgl. Kapitel 3.3.1).⁵

Aufbau der Arbeit

Im ersten Teil der Arbeit führe ich zunächst die zentralen Konzepte präfigurative Politik und Placemaking ein, die die theoretische Grundlage meiner empirischen Untersuchung bilden. Diese stelle ich im zweiten Teil der Arbeit vor und diskutiere sie zum Schluss vor dem Hintergrund der theoretischen Konzepte. Mein Ziel ist es, einen Überblick über die beiden Konzepte zu geben und dabei ihre Relevanz aus transformationstheoretischer Perspektive herauszuarbeiten. Ich beginne mit der Debatte zum Begriff der präfigurativen Politik. Darauf folgt ein Kapitel zum zweiten zentralen Theoriebaustein meiner Arbeit, Place und Placemaking. Im darauffolgenden Kapitel führe ich die beiden Konzepte präfigurative Politik und Placemaking im Begriff des präfigurativen Placemakings zusammen, den ich daraufhin entlang der Fallstudie ausführlicher illustriere und diskutiere.

Im zweiten Teil der Arbeit untersuche ich das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ als Beispiel präfigurativen Placemakings. Zunächst beschreibe ich das Projekt, seine Ziele und seinen Kontext (Kapitel 3.1). Nach dieser Einführung in den Forschungskontext stelle ich die Forschungsfragen vor, die sich aus den theoretischen Vorüberlegungen ableiten lassen und die meine empirische Untersuchung leiten (Kapitel 3.2). Mein anschließend vorgestelltes methodisches Vorgehen schließt an die „*people-centred*“ Methoden der *Humanistic Geography* (Rodaway 2007) an. Ein zentraler Bestandteil meiner Arbeit ist das Eintauchen in die Lebenswelt der Menschen im Stadtteil, wo sich das Projekt befindet,

⁴ Während der Begriff ‚von unten‘ eine Dichotomie suggeriert, die der Komplexität von Stadtgestaltungsprozessen nicht gerecht wird, verwende ich ihn hier mit Bezug auf den verbreiteten Begriff ‚*bottom-up*‘ als Oberbegriff für Bewegungen und Projekte, die aus der Zivilgesellschaft heraus initiiert werden.

⁵ Ich wähle zudem bewusst eine personalisierte Schreibweise, um den subjektiven, situierten Aspekt des hier zusammengetragenen Wissens offenzulegen. Wenn ich an manchen Stellen die plurale Form ‚wir‘ nutze, ist dies als Einladung an den*die Lesende*n zu verstehen, gemeinsam eine Denkbewegung zu vollziehen.

um die dort stattfindenden Placemaking-Prozesse zu untersuchen. Für meine Forschung nutzte ich eine Mischung qualitativer Forschungsmethoden: Ich führte teilnehmende Beobachtungen und leitfadengestützte Interviews mit Menschen aus dem Stadtteil durch, um das Lokale und unterschiedliche Perspektiven und Erfahrungen abzubilden und für sich sprechen zu lassen. Die so erhobenen Materialien wertete ich mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse aus.

Im vierten Kapitel stelle ich die Ergebnisse der Fallstudie vor. Dabei ziehe ich Verbindungslinien zu den im ersten Teil vorgestellten theoretischen Konzepten und porträtiere den untersuchten Place und Placemaking-Prozess sowie die Themen und Dynamiken, die ihn und seinen Kontext prägen. Anschließend diskutiere und kontextualisiere ich die Ergebnisse unter Rückbezug auf die theoretischen Konzepte und mein Forschungsanliegen (Kapitel 5). Abschließend fasse ich die wichtigsten Erkenntnisse im Fazit zusammen (Kapitel 6). Dabei geht es mir zum einen darum, den Ertrag zu würdigen, den die Untersuchung der ausgewählten Fallstudie anhand der gewählten Theorieansätze gebracht hat. Zum anderen weise ich auch auf Limitationen meiner Arbeit und der ausgewählten Herangehensweise sowie auf mögliche anknüpfende, vertiefende Fragestellungen hin, die sich auf Basis meiner Auseinandersetzung ergeben.

2. Theorie

In diesem Kapitel führe ich zunächst die zentralen theoretischen Bausteine der Arbeit – präfigurative Politik und Placemaking – ein. Ich beginne mit dem Begriff der präfigurativen Politik und umreiße historische und aktuelle Bezüge zu Debatten um utopisches Denken und Transformation. Darauf folgt ein Unterkapitel zu Place und Placemaking, wobei ich die Dimensionen des Place-Begriffs vorstelle und Placemaking als Gestaltungspraxis definiere, die auch beim transformativen Stadtmachen Anwendung findet. Im darauffolgenden Unterkapitel führe ich die beiden Konzepte präfigurative Politik und Placemaking im Begriff des präfigurativen Placemakings zusammen.

2.1 Präfigurative Politik

Seit den weltweiten Platzbesetzungsbewegungen der 2010er-Jahre⁶ erfährt das Konzept der präfigurativen Politik vor allem in der Erforschung sozialer Bewegungen verstärkt Aufmerksamkeit (Maeckelbergh 2016: 122; Sörensen 2023: 9). Ausgehend von diesen Protesten und ihren Aktionsformen befasst sich in jüngerer Zeit im Kontext aktueller Krisen und Debatten um eine sozial-ökologische Transformation eine Vielzahl einschlägiger Veröffentlichungen mit dem Phänomen (Brissette 2016; Maeckelbergh 2016; Monticelli 2021, 2022; Raekstad und Gradin 2020; Sörensen 2018, 2023; Yates 2015). Im Kern geht es beim Präfigurativismus darum, eine von den Handelnden angestrebte und erwünschte

⁶ Dazu zählen unter anderem Occupy Wall Street in New York und an anderen Orten weltweit, die Proteste auf dem Tahrir-Platz in Kairo und dem Gezi-Park in Istanbul, sowie die Bewegung der *Indignados* in Spanien.

Zukunftsvision schrittweise zu verwirklichen und bereits erfahrbar zu machen. Sørensen definiert präfigurative Politik als

eine aktivistische, auf öffentliche Wahrnehmung zielende Vorgehensweise, die im Jetzt intentional soziale Beziehungsweisen, Organisationsformen und Institutionen einer angestrebten künftigen – anderen und mithin besseren – Gesellschaft modellhaft im Kleinen etabliert und sich davon transformatorische Impulse erhofft. (2023: 23)

Raekstad und Gradin betonen zudem den experimentellen Charakter solchen Handelns, wenn sie präfigurative Politik als „*the deliberate experimental implementation of desired future social relations and practices in the here-and-now*“ definieren (2020: 10). Ziel ist eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft und ihrer Institutionen. Dieser Wandel soll gegenwärtig und konkret verortet durch die gewählten Aktionsformen verkörpert werden.

Mittlerweile werden nicht nur soziale Bewegungen und ihre Protestcamps, sondern auch „alternative Ökonomien, Hausbesetzungen, Ökodörfer, Tauschringe [und] urbane Gärten“ als Ausdrucksformen präfigurativer Praxis gedeutet (Sørensen 2023: 10). Während einzelne Beispiele oft spezifische, lokale Problemstellungen zum Gegenstand haben, eint sie doch ein größeres, emanzipatorisches Anliegen. Sie wenden sich implizit und zunehmend auch explizit gegen den Kapitalismus als vorherrschendes politisches und sozio-ökonomisches System und „allumfassende Lebensweise“ (Monticelli 2021: 100–101), die das alltägliche Lebensumfeld, zwischenmenschliche Beziehungen, Subjektivierungsweisen und gesellschaftliche Naturverhältnisse definiert. Präfigurativ-politische Initiativen und Bewegungen orientieren sich an emanzipatorischen Idealen wie radikaldemokratischer Teilhabe und Ermächtigung, globaler Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit und Gemeinwohl. Präfigurative Politik hat sich als Oberbegriff für den Modus Operandi dieser vielfältigen und weltweit anzutreffenden Bewegungen und Initiativen etabliert, die häufig in translokalen Netzwerken organisiert sind.⁷ Dabei werden kleinschrittige, dezentrale und lokale Veränderungen als Antwort auf globale, homogenisierende Dynamiken und Krisen betrachtet.

In diesem Kapitel skizziere ich den begrifflichen, historischen und theoretischen Hintergrund präfigurativer Politik, wobei die Vielschichtigkeit des Konzepts sichtbar werden soll. Anschließend arbeite ich die transformationstheoretische Relevanz dieses Ansatzes heraus, indem ich präfigurative Politik als Transformationsstrategie betrachte (Kapitel 2.1.2) und das zugrunde liegende Politikverständnis beschreibe (Kapitel 2.1.3). Im vierten Unterkapitel zeige ich mögliche Verbindungen zwischen Präfiguration und utopischem Denken auf. An diese Perspektiverweiterung anknüpfend schlage ich den Bogen zu Orten und beleuchte mögliche Zugänge zu einer konkret erfahrbaren Realisierung utopischer Visionen und Ideale (Kapitel 2.1.5). Dabei stütze ich mich auf David Harveys Konzept eines „*spaciotemporal utopianism*“ (2000) und Eric Olin Wrights Begriff der „realen Utopien“ (2017).

⁷ Recht-auf-Stadt-Initiativen, die Transition-Town-Bewegung, Sanctuary Cities oder auch der von Spanien ausgehende neue Munizipalismus sind Beispiele für solche dezentralen, translokal vernetzten Bewegungen (Sørensen 2023: 137).

2.1.1 Zum Begriff und seiner Geschichte

Das Wort Präfiguration stammt vom lateinischen Wort *figura* ab, was ursprünglich „plastische Form“ bedeutet (Van de Sande 2019: 228). Die *Prä*-Figuration ist demzufolge eine *Vor*-Form. Van de Sande (2019) unterscheidet vier Verständnisse des Präfigurationsbegriffs entlang ihres jeweiligen Verhältnisses zu Zeitlichkeit und Zukunft. In ihrer ursprünglichen, erstmals vom frühchristlichen Theologen Tertullian gebrauchten Bedeutung wird Präfiguration als eine Repräsentation des Zukünftigen in der Gegenwart verstanden, die erst aus der Rückschau als solche erkannt werden kann. Dieses Begriffsverständnis, auch als Typologie bezeichnet, ist in theologischen Kontexten gebräuchlich, beispielsweise wenn biblische Personen, Ereignisse oder Handlungen des Alten Testaments als präfigurative Repräsentationen im Neuen Testament wiederzufindender Elemente gedeutet werden (Sörensen 2023: 20). So deutet der Apostel Paulus in seinen Schriften Adam als „Vorfür“ Jesu (ebd.) oder der Kirchenvater Augustinus die Arche Noah als eine Präfiguration der Kirche (Van de Sande 2019: 228).

Die weiteren Verständnisse von Präfiguration werden mit der politisch-säkularen Debatte um präfigurative Politik assoziiert. Als zweites mögliches Verständnis beschreibt Van de Sande einen Moment, in dem sich Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart verschränken und jegliche Unterscheidung verschwindet – „*a break with chronological time itself*“ (ebd.). Dieses Verständnis beschreibt auch Maeckelbergh:

Practicing prefigurative politics means removing the temporal distinction between the struggle in the present and a goal in the future; instead, the struggle and the goal, the real and the ideal, become one in the present. (2011: 4)

Gemäß diesem Verständnis schafft präfigurativ-politische Praxis nicht nur eine Vor-Form der angestrebten Zukunft, sondern „*literally makes it present in the here and now*“ (Van de Sande 2019: 230). Das dritte mögliche Verständnis entspricht der sozial-anarchistischen revolutionären Strategie, die darauf zielt, eine „neue Gesellschaft in der Hülle der alten“⁸ zu errichten und dabei prozesshaft auf konkrete alternative Vorstellungen hinarbeitet. Bei dieser Konzeption entfaltet sich die alternative, für die Akteur*innen präfigurativer Praxis wünschenswerte Zukunft – basierend auf einer linearen Vorstellung von Fortschritt – graduell im Hier und Jetzt (ebd.: 230 f.).

Die vierte Bedeutung schließt an die dritte an, impliziert allerdings eine offenere Einstellung gegenüber dem Zukünftigen, da noch keine endgültigen oder geschlossenen Vorstellungen dessen vorhanden sind, wie Zukunft auszusehen hat. Gemäß diesem Verständnis stellt Präfiguration keine simple Vorwegnahme des Zukünftigen dar, sondern „*a radically open-ended process, which nevertheless is oriented toward a plurality of distant, radically different futures*“ (ebd.: 232). Van de Sande nennt als Beispiel hierfür zeitgenössische aktivistische Praktiken, die mit einer Vielzahl möglicher Alternativen von Zukunft

⁸ Diese Wendung entstammt ursprünglich dem Vorwort der Verfassung der anarchosyndikalistischen Gewerkschaft Industrial Workers of the World (IWW) von 1905. Dort heißt es, ihr Ziel sei „*forming the structure of the new society within the shell of the old*“ (Industrial Workers of the World 2025) – eine bis heute vielfach zitierte Metapher für präfiguratives Handeln.

experimentieren, um Gesellschaft umzugestalten (ebd.: 228). Aus dieser Sicht ist Präfiguration „*never the realization of one particular objective but a continuously changing strategy that can have a variety of different, contingent outcomes*“ (ebd.: 232).

Die Ursprünge präfigurativer Politik als Konzept gesellschaftlichen Wandels liegen im 19. Jahrhundert und sind hauptsächlich auf den Anarchismus zurückzuführen (Sörensen 2023: 63).⁹ Bereits innerhalb der sozialistischen Ersten Internationale¹⁰ der 1860er-Jahre entbrannte ein Streit darum, wie die Ziele des Sozialismus am besten zu erreichen seien. Aus diesem gingen später die Lager des Marxismus und des Anarchismus hervor (Boggs 1977b: 382; Stenglein 2021: 252). Schon damals sprachen sich die sogenannten utopischen Sozialist*innen für das aus, was heute mit dem Begriff präfigurativer Politik beschrieben wird – einen schrittweisen Aufbau und das Vorleben von Alternativen, die das vorherrschende System auf gewaltfreiem Wege zer- und ersetzen (Raekstad und Gradin 2020: 20; Sörensen 2023: 124). Das brachte ihnen den Vorwurf seitens Marx und Engels ein, nicht nur naiv, sondern auch konterrevolutionär zu sein (Schölderle 2012: 123; Sörensen 2023: 124–125). Dieser Vorwurf lässt sich dem bis heute immer wieder vorgebrachten Kritikstrang zuordnen, der Akteur*innen präfigurativer Praktiken vorwirft, sie „täuschten sich über die Widerständigkeit und/oder Transformativität ihres Tuns“ (Sörensen 2023: 122ff.). Der Vorwurf der Selbsttäuschung impliziert, dass solche Praktiken transformationspolitisch schlichtweg irrelevant seien und schlimmstenfalls systemstabilisierend wirken, wenn sie vom ‚eigentlichen Kampf‘ ablenken, Strukturen des herrschenden Systems unfreiwillig reproduzieren oder durch herrschende Strukturen und soziale Dynamiken vereinnahmt werden (ebd.).¹¹

Aller Kritik zum Trotz ist die Idee präfigurativ-politischen Handelns seither ein kontinuierlich wiederkehrendes Motiv, wenn es um sozialen Wandel geht. So bedienten sich beispielsweise Bewegungen wie die dekoloniale, pan-afrikanische UNIA (Universal N* Improvement Association), die antirassistische Black Panther Party in den USA, und die feministische Bewegung der 1960er-Jahre präfigurativ-politischer Strategien, ohne diese explizit als solche zu benennen (Raekstad und Gradin 2020: 4 f.). Der Grundgedanke, dass sich Alternativen zum Status quo kleinschrittig entwickeln und ausweiten müssen, um das vorherrschende System zu erodieren und abzulösen, wird somit schon wesentlich länger beschrieben und praktiziert, als die Bezeichnung selbst existiert.

⁹ Präfiguratives Denken ist jedoch nicht ausschließlich in anarchistischen, sondern auch in verschiedenen historischen und zeitgenössischen marxistischen, post-marxistischen und anderen sozialistischen Traditionen zu finden (Raekstad und Gradin 2020: 24–25).

¹⁰ Gemeint ist der erste internationale Zusammenschluss von Arbeiter*innengesellschaften, die *Internationale Arbeiterassoziation*, die 1864 in London gegründet wurde.

¹¹ Diesen und weitere bis heute gegen präfigurative Politik vorgebrachte Einwände diskutiere ich auch in Kapitel 5 am Beispiel der Fallstudie. Den Kritiksträngen ist gemein, dass sie in präfigurativer Politik eine selbstbezügliche, naive, auf Spontanität und Experimentalismus begrenzte Flucht vor den als wirklich notwendig erachteten politischen Kämpfen sehen. Die Erwähnung solcher Kritik ist wichtig, um präfigurative Politik nicht als Allheilmittel zu stilisieren, sondern sie kritisch zu hinterfragen und über Möglichkeiten des Überkommens ihrer Limitationen nachzudenken. Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit Kritik an präfigurativer Politik, vgl. Raekstad und Gradin (2020:133 ff.) und Sörensen (2023:109 ff.).

Der Begriff *präfigurative Politik* etablierte sich erst in den 1970er-Jahren in den Arbeiten der US-amerikanischen Soziolog*innen Carl Boggs und Wini Breines, die damit die feministischen, anti-rassistischen, ökologischen und pazifistischen Bewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre, allgemein als *Neue Linke* zusammengefasst, beschrieben. Sie stellten diese somit in eine theoretische und aktivistische Tradition mit verschiedenen sozialistischen Traditionen und historischen Beispielen wie der Pariser Commune und der Rätebewegung (ebd.: 8). Boggs definierte *präfigurativ* als „*the embodiment within the ongoing political practice of a movement, of those forms of social relations, decision-making, culture, and human experience that are the ultimate goal*“ (Boggs 1977a: 100). Dabei sei das Ziel, schreibt Boggs, „*to generate new ways of thinking and new modes of authority that will gradually erode and supersede the prevailing, seemingly indestructible institutions of state power*“ (Boggs 1977b: 383). Diese als grundlegend erachtete Definition bezieht sich auf zwei zentrale Positionen anarchistischer politischer Theorie: Erstens, dass das revolutionäre Ziel nicht in unbestimmter Zukunft liegt, sondern hier und jetzt im Handeln verkörpert werden muss und dies durch eine Kohärenz von Mitteln und Zweck erreicht wird. Zweitens, dass vorherrschende (Macht-)Strukturen durch bessere Alternativen erodiert und abgelöst werden sollten, anstatt sie gewaltsam zu zerschlagen, zu übernehmen oder zu reformieren (Boggs 1977b: 382f.). Beide Motive diskutiere ich unten ausführlicher.

Viele sowohl historische als auch aktuelle Beiträge zu präfigurativer Politik betreffen die Überwindung des Kapitalismus als allumfassende Lebensweise (Monticelli 2018) und das Ideal eines egalitären, radikal-demokratischen Sozialismus.¹² Dieser Fokus ist auf die anarchistischen Wurzeln des Konzepts, seine Renaissance im Kontext der Neuen Linken, sowie zeitgenössische Beispiele präfigurativer Politik wie Occupy Wall Street zurückzuführen. Jedoch ist anzumerken, dass präfigurative Politik nicht inhärent emanzipatorisch, progressiv oder allein dem politisch linken Spektrum vorbehalten ist. Sie kann auch mit politisch rechten, antidemokratischen, menschenfeindlichen und eher „refigurativen“ – also auf die (Wieder)Herstellung nostalgisch imaginierten Gesellschaftsordnungsentwürfe gerichteten – Zielen verfolgt werden (Sörensen 2023: 96 ff.). Auch solche, keinesfalls emanzipatorischen Visionen können präfigurativ *vor-gelebt* werden. Sörensen konstatiert deshalb:

Entscheidend ist, präfigurative Politik als Transformations*strategie* zu verstehen. Als solche ist sie weder links noch rechts, sondern inhaltlich unbestimmt, für diverse politische Anliegen einsetzbar und kann somit auch von verschiedenen gesellschaftlichen Kräften adaptiert werden. (ebd.: 101, Herv. im Original)

Wenn wir also präfigurative Politik als Strategie der Transformation betrachten, stellt sich die Frage, wie genau diese Strategie Wandel bewirken soll.

¹² Wenn im Folgenden auf dieses Ideal Bezug genommen wird, verstehe ich dies als einen zentralen Aspekt der Debatte um eine sozial-ökologische Transformation, die nicht nur das kapitalistische Wirtschaftssystem mit seinen Produktions- und Konsumweisen, sondern auch Lebensweisen, gesellschaftliche Naturverhältnisse und Macht- und Herrschaftsstrukturen kritisiert und zu überkommen sucht, die auf Ausbeutung, Unterdrückung und Zerstörung basieren.

2.1.2 Präfigurative Politik als Transformationsstrategie

Die zuvor dargestellte Unterscheidung verschiedener Verständnisse von Präfiguration auf Basis ihres Verhältnisses zu Zeitlichkeit und Zukunft ist von Bedeutung, weil sich daran ihr Potenzial als Transformationsstrategie festmachen lässt. Der ursprüngliche, christlich-theologische Gebrauch des Begriffs impliziert eine Logik der Vollendung, bei der die Präfiguration durch ein sich in der Zukunft einlösendes Versprechen legitimiert wird. Dieses Verständnis beinhaltet eine Determinationslogik, bei der die Präfiguration schließend *einer* Zukunft gegenübersteht, die alternativlos ihrer Vollendung harrt (Sörensen 2023: 20). Versteht man Präfiguration hingegen als Strategie des absichtsvollen Experimentierens mit wünschenswerten Zukünften im Hier und Jetzt, wird sie zum ermächtigenden Moment des Bruchs, das Gestaltungsräume eröffnet:

Häufig unter expliziter Zurückweisung von Unverfügbarkeits- oder Alternativlosigkeitsbehauptungen nehmen präfigurativ-politische Akteure ein Geschehen gerade nicht einfach hin, sondern selbst in die Hand. Die Prämisse, dass „Welt“ (zumindest graduell) verfügbar ist, dass den Institutionen, Strukturen und Beziehungsweisen des menschlichen Miteinanders, sozialontologisch betrachtet, per se ein Charakter des Anders-sein-Könnens eignet, bildet die elementare Grundlage jeglichen politischen Transformationshandelns. (ebd.: 21)

So verstanden ist präfigurative Politik eine „Delegitimationspraxis“ (ebd.: 25), welche die Naturhaftigkeit des Status quo kritisch infrage stellt und zugleich „*an affirmation of what is possible*“ beinhaltet (Monticelli 2021: 107). Sie öffnet den Blick für das, was noch nicht ist, aber sein könnte.

Die *Theory of Change* präfigurativer Politik als Transformationsstrategie ist, durch den Aufbau attraktiver Alternativen die etablierten Verhältnisse zu erodieren und abzulösen, ohne diese direkt zu attackieren. „Es wird nicht auf die Zerstörung, sondern auf die unmittelbare Umsetzung und Verwirklichung des Neuen in den Lücken und Randgebieten des bestehenden Systems gesetzt“ (Redecker 2012: 31). Das transformatorische Potenzial dieser Praxis ist darin begründet, Macht zu destituieren und zu konstituieren, indem Alternativen und Gegeninstitutionen zum vorherrschenden System aufgebaut werden (Sörensen 2023: 31). Um das Verhältnis von präfigurativer Politik und Macht besser zu verstehen, bedarf es eines Exkurses zu den anarchistischen Wurzeln des Konzepts.

Zentrales Dilemma sozialistischer Theorie und Politik ist seit jeher die Frage der Revolution, dem Übergang vom bestehenden System in das angestrebte, staats- und hierarchielose System ohne Privateigentum (Boggs 1977b; Raekstad und Gradin 2020: 9; Redecker 2012: 22). Der traditionelle Marxismus attestiert dem Kapitalismus inhärente Widersprüche und eine Krisenhaftigkeit, die zu einem unbestimmten zukünftigen Zeitpunkt unweigerlich zu dessen Kollaps führen müssen (Boggs 1977b: 361). Diese angenommene Zwangsläufigkeit geschichtlicher Entwicklung führt laut Boggs zur Abwesenheit einer dezidierten marxistischen Theorie des Übergangs in das erwünschte System: „*The supposed dynamics of capitalist development undercut the need for a conscious, well thought-out scheme of transition or any real elaboration of new socialist structures*“ (1977b: 360–1). Dem klassischen Marxismus zufolge

bedarf es eines revolutionären Klassenkampfes, der zu einem systemischen Bruch und zur Emanzipation des Proletariats führt und damit eine Machtverschiebung und den Übergang in eine neue Gesellschaftsordnung markiert. Bei diesem Revolutionsmodell stellt die Frage nach den Mitteln der Machtübernahme ein Dilemma dar, wie Redecker zusammenfasst: „Einerseits soll die Revolution den Übergang zum neuen, utopischen Zustand schaffen. Andererseits laufen aber die (klassischen) revolutionären Mittel ihren utopischen Werten, Praktiken und Beziehungen gerade zuwider“ (2012: 22). Wenn im Zuge der Revolution Gewalt, Unterdrückung und hierarchische Organisationsformen zum Einsatz kommen, um ihren Erfolg zu gewährleisten, dann ist es wahrscheinlich, dass diese auch im postrevolutionären System fortbestehen – ein Umstand, der sich in zahlreichen historischen Ereignissen bewahrheitet hat, wie Boggs bemerkt:

[S]uccess in these terms, most notably in Soviet-type Communist systems, has in time generated new forms of political domination that have reduced the emancipatory, democratic goals of socialist transformation to a farce. (1977b: 362)¹³

Das Dilemma des Übergangs zeigt die Notwendigkeit einer Transformationsstrategie, bei der Mittel und Zweck nicht in einem widersprüchlichen Verhältnis zueinanderstehen.

Hierin gründet die zentrale Rolle, die beim Präfigurativismus der Kohärenz von Mittel und Zweck zufällt. Diese wird als notwendige Voraussetzung dafür angesehen, dass sich im Prozess andersartige Subjektivitäten herausbilden können und sich so eine gelebte, soziale Revolution vollzieht (Loick 2021: 75; Redecker 2012: 23). Sörensen führt die Idee dahinter aus:

Ausgehend von der Annahme, dass menschliche Subjekte zutiefst von den herrschenden Verhältnissen geformt und bis in die tiefsten psychischen und somatischen Strukturen hinein von diesen durchdrungen sind, zielen präfigurative Praktiken auf die zumindest ansatzweise Umbildung von Subjektivitäten und durch die Teilhabe an alternativen Subjektivierungsweisen noch vor bzw. inmitten der erstrebten Transformation (2023: 25).

Eine Transformation der Gesellschaft, ihrer Strukturen und Institutionen setzt solche Umsubjektivierungsprozesse voraus, die durch präfiguratives Handeln entwickelt und eingeübt werden. Alternativen zum Status quo werden im andersartigen Handeln erfahrbar und zugleich findet eine Veränderung der Involvierten statt. Durch diesen schrittweisen und dezentralen Umbau der Gesellschaft, so der Grundgedanke, entwickeln beteiligte Akteur*innen ihre Fähigkeiten, ihren Antrieb und ihr Bewusstsein für einen systemischen Wandel (Raekstad und Gradin 2020: 21). Revolution wird dabei nicht als zukünftiges Ereignis, sondern als gegenwärtiger Prozess verstanden (Sörensen 2023: 70).

Somit liefert sie einen Ausweg für das, was Raekstad und Dahl (2020: 4) als „*Paradox of Self Emancipation*“ beschreiben:

If we want to introduce a free, equal, and democratic socialist society, we need people who already have the power or the ability to re-organise society in such a way. And we need enough people to be driven to do so and who have the consciousness needed to do so. But

¹³ Ebenfalls dazu: Wright 2017: 431–32.

the basic institutions we have – capitalism, the state, and so on – don't develop these powers, drives, or consciousness. [...] So how can we ever emancipate ourselves? (ebd.)

Der Prozess präfigurativer Praxis und ihr Ziel stehen somit in einem untrennbar verwobenen, sich wechselseitig bedingenden Verhältnis. Das Ziel ist „in spezifischer Weise bereits im jetzigen Handeln enthalten – wenn auch nur in embryonischer Form“ (Sörensen 2023: 69). Präfigurative Politik wirkt dabei laut Sörensen in zweifacher Hinsicht als „antizipatorisch politisches Bildgebungsverfahren“ (ebd.: 23).¹⁴ Sie ermöglicht Akteur*innen und Zuschauer*innen, „sich selbst *ein Bild zu machen* und sich *zu bilden*“ (ebd.: 24, Herv. im Original). Durch die „Schaffung eines *Vor-Abbilds* einer erst zu erkämpfenden Gesellschaft“ (ebd.) zeigt sie, *dass* alles anders sein könnte, und gestaltet zudem alternative Narrative und Bilder von dem, was denkbar ist. Zugleich ermöglicht der Prozess die „*Vor-Bildung* der beteiligten Menschen für ein Leben in einer postrevolutionären Ordnung“ (ebd.). Präfigurative Praxis zielt nicht auf eine Machtübernahme im Großen, sondern auf eine kleinschrittige Machtverschiebung, die sich durch alternatives kollektives Handeln vollzieht. Das führt zur Frage, inwiefern sie als *politisch* zu verstehen ist.

2.1.3 Eine andere Art von Politik?

Ein wiederkehrender Vorwurf gegenüber präfigurativer Politik ist, dass sie nicht politisch oder strategisch (genug) sei (Brissette 2016: 110; Sörensen 2023: 26f.). Dies basiert auf einer Gegenüberstellung herkömmlicher (Partei-)Politik als instrumenteller, zentral organisierter und zielgerichteter Strategie der Machtübernahme auf dem Terrain des Staates einerseits, und Präfigurativismus als lokal begrenzter, spontaner, experimenteller und damit vermeintlich apolitischer Praxis andererseits (Maeckelbergh 2016: 124). Diese Gegenüberstellung ist bereits in den Auseinandersetzungen zwischen Marxist*innen und Anarchist*innen angelegt. Sie wiederholt sich bei Boggs, selbst ein Befürworter präfigurativer Praxis, wenn er anarchistischen Bewegungen einen „*retreat from politics altogether*“ attestiert (1977b: 359). Er bezieht sich dabei auf ihren konsequenten Anti-Etatismus und die daraus resultierende Weigerung, sich auf die vorherrschenden staatlichen Institutionen und Akteur*innen einzulassen, um sie nicht zu legitimieren. Er führt das Scheitern solcher Ansätze auf dieses Vorgehen zurück (ebd.: 382). Boggs und andere Vordenker*innen präfigurativer Politik sprechen sich deshalb gegen einen ausschließlich präfigurativen Ansatz aus. Stattdessen vertreten sie das Ideal einer gemischten Strategie, die auf die Verbindung der „Etablierung präfigurativer Räume des Lernens und Erprobens“ mit einer instrumentellen, im engeren Sinne (partei-)politischen Strategie abzielt (Sörensen 2023: 52).

Eine gängige Antwort auf den Vorwurf der Apolitizität ist, dass die Weigerung, auf dem Terrain des Staates zu agieren und strategische Ziele im herkömmlich politischen Sinne zu artikulieren, absichtlich

¹⁴ Ich schließe in meiner Arbeit verschiedentlich an Sörensens Denkfigur des „Bildgebungsverfahrens“ an. Allerdings möchte ich auch darauf hinweisen, dass das Verhältnis zwischen Bildbegriff und Repräsentation kritisch hinterfragt werden kann. Präfiguration als gleichzeitige An- und Abwesenheit zu denken, wie ich es tue, lässt auch andere Denkfiguren jenseits des Bildes/Ab-Bildes/Vor-Bildes zu.

gewählt sei, um das vorherrschende System nicht zu reproduzieren und durch gelebte Alternativen performativen Widerspruch zu leisten (ebd.: 31). Diese Argumentation findet sich sowohl in Überlegungen der Soziologin Wini Breines über die Neue Linke der 1960er- und 1970er-Jahre (ebd.: 56)¹⁵ als auch im Kontext jüngerer Beispiele wie Occupy Wall Street (Klein und Graeber 2011). Sie birgt das Risiko, die Dichotomie zwischen strategischer Politik auf der einen und Präfigurativismus auf der anderen Seite künstlich aufrechterhalten und damit präfigurativer Praxis zugleich jegliche strategische Absicht abzusprechen (Sörensen 2023: 56–57). Gleichzeitig drohe die Gefahr einer selbstgenügsamen Ziellosigkeit, behauptet Sörensen, wenn die Abwesenheit von strategischen Zielen kurzerhand selbst als Strategie gerechtfertigt werde und sich präfiguratives Handeln ausschließlich im experimentellen Modus bewege (ebd.: 58, 73). Darauf fußt der wiederkehrende Vorwurf, Akteur*innen präfigurativer Praxis seien vornehmlich mit sich selbst beschäftigt und agierten noch dazu oft aus einer privilegierten Position heraus, sodass übergeordnete gesellschaftstransformatorische Ziele aus dem Blick gerieten (ebd.: 113, 120).

Sörensen konstatiert, dass politische Prozesse und Institutionen im herkömmlichen Sinn – wenn sie überhaupt eine Rolle spielen – bei präfigurativer Politik nicht im Mittelpunkt stehen (ebd.: 27). Trotzdem bezeichnet er präfigurativ-politische Praxis als das Gegenteil einer eskapistischen Exodusbewegung, die allenfalls Phänomenen wie religiösen oder künstlerischen Aussteigerkommunen vorzuwerfen sei. Er beschreibt sie vielmehr als „weltzugewandte“ Praxis mit einem „starken interventionistischen Weltgestaltungsanspruch“ (ebd.: 27–28). Präfigurative Politik stelle demnach eine *andere* Art von Politik dar, der es darum gehe, im kollektiven Handeln „die Welt zu verändern, ohne die Staatsmacht zu übernehmen oder gar zu adressieren“ (ebd.: 33). Auch Raekstad und Gradin argumentieren, präfigurative Bewegungen seien nicht ohne Strategie. Ihre Strategie müsse nur anders verstanden werden. Zentral sei dabei ein Verständnis sozialer Strukturen als verteilt statt in zentralen Institutionen, wie dem Staat, konzentriert (2020: 34).

Gerade weil der Staat bzw. das politische System nicht oder zumindest nicht als alleiniger und vorrangiger Ort von Macht und Politik und infolgedessen als exklusive Sphäre transformatorischer Auseinandersetzungen wahrgenommen werden, setzen präfigurative Ansätze in aller Regel an alltäglichen, nicht im engeren Sinne politischen Praktiken des gesellschaftlichen Daseins an. (ebd.: 29)

Damit rücken lebensweltliche Alltagspraktiken, sowie die Orte, an denen diese stattfinden, als präfigurative Orte des Wandels in den Fokus. Gleichzeitig stellt sich die Frage, inwiefern diese *andere* Art von Politik zu verstehen ist.

¹⁵ Breines schreibt über Fragen der formalen Organisationsstruktur und den oftmals behaupteten Widerstreit zwischen „serious, national political [strategic] organization“ einerseits und „local utopian and spontaneous [prefigurative] politics“ andererseits (Breines 1980 zit. in Raekstad und Gradin 2020: 28), dass die horizontale, hierarchielose Struktur der feministischen und antirassistischen Bewegungen der 1960er-Jahre bewusst gewählt gewesen sei, da eine zentralisierte und hierarchische Organisation den Zielen dieser Bewegungen nicht gerecht geworden wäre (ebd.: 29).

Das Politikverständnis des Präfigurativismus kommt laut Raekstad und Gradin (2020: 4f.) im Slogan „*the personal is political*“ zum Ausdruck, der in den 1960er-Jahren durch feministische und dekoloniale Bewegungen popularisiert wurde. Der Slogan kritisiert die im modernen Denken vorherrschende Trennung zwischen der politischen Sphäre rationalen und strategischen Denkens und der privaten Sphäre persönlicher Erfahrungen und Emotionen (ebd.: 26), die sich in der Gegenüberstellung von instrumenteller, strategischer Politik einerseits und präfigurativer Praxis andererseits fortschiebt. Eine Aufhebung dieser Trennung wird nicht nur gefordert, sondern zugleich praktiziert, wenn in präfigurativen Bewegungen vermeintlich un- oder vopolitischen Alltagspraktiken, der individuellen und der kollektiven Erfahrung Bedeutung und Machtpotenzial beigemessen werden (Raekstad und Gradin 2020: 89f.).¹⁶ Macht und Herrschaft werden dabei nicht (nur) in staatlichen, im engeren Sinne politischen Institutionen verortet, sondern als „sämtliche gesellschaftlichen Beziehungen, Strukturen und Subjektivitäten durchdringend“ verstanden (Sörensen 2023: 33). Auf dieses relationale Macht- und Politikverständnis gehe ich in der Diskussion der Fallstudie (Kapitel 5.1) erneut ausführlicher ein.

Verschiedene jüngere Beiträge zur Debatte um präfigurative Politik denken über die Dichotomie zwischen ‚strategisch‘ und ‚instrumentell‘ einerseits und ‚präfigurativ‘ andererseits hinaus. Dabei werden die unterschiedlichen Ansätze nicht oppositionell oder konkurrierend verstanden, sondern sich wechselseitig be- und verstärkend. Monticelli schreibt, präfigurative Politik schließe herkömmliche Formen von Politik nicht aus. Im Gegenteil, argumentiert sie, sei ein „*synergetic interplay*“ (2021: 115) notwendig, um eine umfassende sozial-ökologische Transformation voranzubringen. Sörensen betont, präfigurative Politik sei nicht per se gleichbedeutend mit der strikten Ablehnung jeglicher formalen politischen Repräsentation, wie mit Bezug auf die Platzbesetzungsbewegungen der 2010er Jahre oftmals behauptet. Präfigurative Räume könnten vielmehr auch Orte des Erfindens und Einübens neuer Repräsentationsformen sein (2023: 136). Maeckelbergh versteht präfigurative Politik nicht als isolierte politische Strategie oder *andere* Form von Politik, sondern als ganzheitliche politische Bewegungspraxis, in der ‚instrumentelle‘ Ansätze ihren Platz haben und oftmals ihren Anfang nehmen (2016: 124–25). Durch präfigurative Praxis und an präfigurativen Orten würden strategisch-politische Forderungen artikuliert, Pläne geschmiedet und Aktionen durchgeführt (ebd.: 125). Dem Vorwurf der Apolitizität wird mit einem umfassenderen, relationalen Politikverständnis begegnet, wenn man mit Brissette feststellt:

Prefigurative politics are politics in the most basic sense: they seek to actualize (a vision of) collective life. Forward looking, yet resolutely present, prefigurative politics activate imagination while reconfiguring lived social relations and the exercise of power. They

¹⁶ Judith Butler (2018: 120) beschreibt als Beispiel solcher alternativ organisierten Alltagspraktiken die Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz in Kairo, bei denen Geschlechterdifferenzen sowohl bei der Arbeitsteilung reproduktiver Tätigkeiten wie Aufräumen und Putzen, als auch bei Redebeiträgen durch konsequentes Abwechseln und einen bewusst konzipierten Arbeitsplan überwunden wurden. Die „Allianzen, die sich bemühten, Gleichheit zu verkörpern“ (ebd.), handelten präfigurativ, indem sie die Gesellschaftsordnung *inszenierten*, die sie durchsetzen wollten (ebd.: 114).

instantiate faith in the possibility of a transformed world and embody the courage to (en)act Otherwise. (Brissette 2016: 116f.)

So verstanden ist präfigurative Politik ein performativer Akt des Widerstands gegen die Begrenzung dessen, was für möglich oder gangbar erachtet wird. Stattdessen werden auf der Basis von Idealen und Zukunftsvisionen neue Formen des Zusammenlebens in den Brüchen und Nischen des bestehenden Systems präfiguriert, und „*in that action-as-creation lies the heart of politics*“ (ebd.: 116). Hier möchte ich den Bogen zwischen Präfiguration und utopischem Denken schlagen, denn utopische Ideale und Imaginationen des ‚Unmöglichen‘, lässt sich im Anschluss an Brissette feststellen, sind eine treibende Kraft präfigurativen Handelns.

2.1.4 Präfiguration und utopisches Denken

Der Utopiebegriff geht auf den englischen Gelehrten, Humanisten und Lordkanzler Thomas Morus und sein 1516 verfasstes Werk *Utopia*¹⁷ zurück. Die Wortneuschöpfung enthält eine Ambivalenz, die auf einem Wortspiel basiert: Die altgriechischen Silben *ou* (= nichts, kein) und *eu* (= gut) klingen im Englischen gleich. Zusammen mit dem griechischen Wort für Ort, *tópos*, ist Utopia zugleich ein nicht existenter *Nicht-Ort*, aber auch der *gute Ort* (Schölderle 2012: 11). Diese nicht auflösbare Spannung begleitet und prägt den Utopiebegriff und den darum entsponnenen Diskurs seit seiner Geburtsstunde (Levitas 2011: 3). In seiner Erzählung beschreibt Morus eine harmonische, in seinen Augen ideale Gesellschaft, die auf einer fiktiven Insel namens *Utopia* lebt. Formen des Imaginierens von alternativen, besseren Gesellschafts- und Staatsformen sind bereits in Schriften der Antike zu finden, beispielsweise in Aristoteles *Politik* (Sargent 1998: 558). Dennoch gilt Morus als Urheber und Namensgeber des literarischen Genres und einer umfangreichen und komplexen Theorietradition, für die sich fortan der Überbegriff ‚Utopie‘ etabliert. Schon die Funktion der klassischen literarischen Utopie ist es, durch ein rationales Gedankenexperiment der zeitgenössischen Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten, zur Reflektion über die Wirklichkeit anzuregen und Kritik an herrschenden Missständen zu üben (Schölderle 2012: 14). Sie beinhaltet somit „den normativen Anspruch, die Zukunft zum Besseren zu wenden“ (ebd.: 17). Während frühneuzeitliche Werke des literarischen Genres ihre fiktiven Staats- und Gesellschaftsformen in der Dimension des Raumes *an einem anderen Ort* ansiedeln, findet ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine „Verzeitlichung der Utopie“ (Koselleck 2016: 252ff.) statt. Von nun an werden Utopien vorwiegend *in einer anderen Zeit* – fast ausnahmslos der Zukunft – imaginiert (ebd.).

Ab dem 19. Jahrhundert erfährt die klassische Utopie eine Erweiterung hin zu einem intentionalen, sozialpsychologischen Verständnis (Schölderle 2012: 13). Insbesondere der Sozialismus und der Kommunismus gelten im 19. und 20. Jahrhundert als große Sozialutopien, die nicht mehr nur als fiktionale Orte

¹⁷ Der lateinische Originaltitel lautet *Libellus vere aureus, nec minus salutaris quam festivus, De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia* (dt.: *Ein wahrhaft goldenes Büchlein, nicht minder heilsam als unterhaltsam, Von der besten Verfassung des Staates und von der neuen Insel Utopia*).

gedacht werden, sondern als idealer gesellschaftlicher Endzustand, den es zu erreichen gilt. Gleichzeitig wird das Wort ‚utopisch‘ im politischen Sprachgebrauch seit dem 19. Jahrhundert als abwertender Kampfbegriff eingesetzt, um gegnerische Positionen als illusionär und wirklichkeitsfremd zu brandmarken (ebd.: 12). Marx und Engels kritisieren jene Frühsozialist*innen ihrer Zeit, die den Grundgedanken präfigurativer Politik vertreten, als utopisch und diffamieren „deren Entwürfe als unwissenschaftliche ‚Phantasterei‘“ (ebd.). Sie wollen sich von jeglichem Utopismus abgrenzen, weil sie für ihr Programm „den Status einer revolutionären Theorie [beanspruchen] und als Wissenschaft, nicht aber als utopisches Gedankenexperiment oder Ideal verstanden werden wollen“ (ebd.: 122). Bis heute gilt im allgemeinen Sprachgebrauch etwas als utopisch, wenn es als unwirklich, unerreichbar oder träumerisch abgetan wird (ebd.: 11). Im Laufe des 20. Jahrhunderts wird verschiedentlich Kritik an der totalisierenden Tendenz von Sozialutopien wie dem Kommunismus und dem Faschismus geäußert und der Utopiebegriff in Frage gestellt (Levitas 2011: 3). Spätestens der Niedergang des kommunistischen Sowjetimperiums in den 1990er Jahren und der damit einhergehende Siegeszug des vermeintlich ‚alternativlosen‘ Neoliberalismus wird weithin mit einem „Ende der Utopie“ gleichgesetzt (Schölderle 2012: 9).

Der neomarxistische Geograph David Harvey erkennt darin jedoch lediglich den Niedergang spezifischer Formen von Utopie (2000: 195).¹⁸ Denn aller Utopiefeindlichkeit und anti-utopischer Kritik zum Trotz hat sich das utopische Denken als vielschichtiges Konzept von andauernder kultureller, sozialer und politischer Relevanz entwickelt. Die Definition, Formen, Inhalte und Funktionen von Utopie werden bis heute umfangreich und kritisch diskutiert und erforscht (Levitas 2011). Aktuell erfährt der Utopiebegriff im Zuge von Debatten um eine sozial-ökologische Transformation im Angesicht multipler Krisen wieder verstärkt Aufmerksamkeit (Görgen und Wendt 2020: 10).¹⁹ Das Utopieverständnis ist dabei prozesshaft und dynamisch geworden. Die Soziologin und Utopieforscherin Ruth Levitas (2017: 8) beschreibt Utopie dementsprechend als eine Methode, um *vorläufige* Vorstellungen einer alternativen, besseren Gesellschaft zu ersinnen, die jedoch keinen fest definierten Plan oder ein endgültiges Ziel darstellen. Diese Versionen einer besseren Zukunft könnten als „*beacon of hope and possibility*“ (ebd.: 13) dienen. Sie bedürfen jedoch Levitas zufolge der kollektiven Aushandlung und beinhalten somit immer auch die Option zu scheitern (ebd.: 9). „*Thinking of Utopia as a method rather than a plan reveals that utopian speculation is always subject to critique and is always, therefore, provisional*“ (ebd.: 8–9). Aus dieser Perspektive wirken Utopien von einer anderen und besseren Gesellschaft nicht als perfektes

¹⁸ Harvey zählt dazu sowohl den Kommunismus als auch die neoliberale Utopie freier Märkte (ebd.).

¹⁹ Dem Utopiebegriff werden dabei vielfach Wörter vorangestellt, um ein spezifischeres Verständnis von Utopie zu beschreiben. Die einflussreiche Wendung „konkrete Utopie“ geht auf Ernst Bloch (1959) zurück, der damit bereits Mitte des 20. Jahrhunderts den Utopiebegriff für das sozialistische Denken wiederbeleben wollte. Jüngere Beiträge nutzen Begriffe wie „gelebte Utopie“ (Rosswog und Britt 2020), „Mikro-Utopien“ (Meireis 2020) oder „Everyday Utopia“ (Ghodsee 2023), die auf eine Dynamisierung des Utopieverständnisses und seine Verankerung in alltäglichen Praktiken hinweisen. Eine eingehende Auseinandersetzung mit den verschiedenen Konzepten, ihren Analogien und Differenzen, kann in dieser Arbeit nicht geleistet werden. Ich beschränke mich im Folgenden beispielhaft auf Eric Olin Wrights Begriff der „realen Utopien“ (2017).

Ideal, sondern als kritische Kontrastfolie und handlungsleitender „Kompasspunkt“ (Redecker 2012: 21). Dies führt uns zum Verhältnis von Utopie und Präfiguration.

Bereits im anarchistischen Denken zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist ein prozesshaftes, intentionales Utopieverständnis zu finden, das sich gegen Utopie als Imagination einer einzig wahren, vollkommenen künftigen Gesellschaft und eine damit einhergehende teleologische „Erlösungserwartung“ richtet (Stenglein 2021: 259).²⁰ Als prominenter Vertreter dieses Theoriestrangs gilt der Anarchist Gustav Landauer, der in seinen Schriften ein performativ-relationales Transformationskonzept entwirft, das ein „prozessuales Modell struktureller Erneuerung“ (Sörensen 2018: 137) durch alternative soziale Praxis vorsieht. Er verfolgt damit das anarchistische Ideal einer dezentralen „sozialen Revolution“ (Loick 2021: 75), die darauf abzielt, statt auf eine revolutionäre Übernahme der Staatsmacht zu warten, utopisch erscheinende Visionen einer besseren Gesellschaft bereits im Hier und Jetzt – zumindest fragmentarisch – zu verwirklichen. Revolution wird als ein gegenwärtiger, konkret verräumlichter Prozess verstanden (Stenglein 2021: 262). Eva von Redecker erkennt in diesem Revolutionsverständnis eine Umkehrung des Verhältnisses von Revolution und Utopie: Revolution ist nicht länger Voraussetzung für die Verwirklichung von Utopie, sie ist vielmehr „Effekt einer Kumulation von diversen erfolgreichen utopischen Vorgriffen“ (2012: 31).

Damit legen anarchistische Denker*innen „die vielen kleinen Übergänge des Jetzt und den dadurch irgendwann möglichen großen Übergang zur freien Gesellschaft in die Hände und Köpfe der Menschen“ (Stenglein 2021: 263). Landauer ruft dazu auf, „Hand ans Werk [zu] legen, um Anfänge des Neuen als sichtbare Vorbilder ins Leben zu rufen“ (Landauer 2010 zit. in Sörensen 2018: 139). Die erwünschte Welt und ihre angestrebten Institutionen, Organisationsformen und Beziehungsverhältnisse sollen präfiguriert werden und dadurch als keimförmige Initiativen in die Gesellschaft hineinwirken (ebd.: 140). Sörensen bezeichnet dies synonym zum erst später verwendeten politisch-säkularen Präfigurationsbegriff als „präsentische Utopie“ (ebd.), welche die etablierte Unterscheidung von Raum- und Zeitutopien unterlaufe (ebd.: 138). Als eine „*enacted utopia*“ (Newman 2009 zit. in ebd.: 142) oder „gelebte Utopie“ (Rosswog und Britt 2020) ist diese Utopie nicht *anderswo* (oder gar *nirgendwo*) und/oder *wannanders*, sondern vergegenwärtigt und konkret lokalisierbar situiert.²¹

Die Frage nach Zeitlichkeit spielt eine wichtige Rolle für den Präfigurationsbegriff (vgl. Kapitel 2.1.1; Maeckelbergh 2016). Stenglein betont, dass Zukunft und Gegenwart beim anarchistischen Präfigurationsverständnis nicht eins werden (2021: 261). Er spricht vielmehr von einer „doppelte[n] Zeitlichkeit“:

²⁰ Das Verhältnis von Anarchismus und Utopie ist ambivalent. Das liegt einerseits am verbreiteten Verständnis von Utopie als nicht realisierbar, während anarchistische Denker*innen ihre Ideen als machbar verstanden wissen wollen. Andererseits lehnen Anarchist*innen ein Verständnis von Utopie als Blaupause einer künftigen, perfekten sozialen Ordnung ab. (vgl. dazu Sörensen 2018: 135f.).

²¹ Martin Buber, Philosoph und Weggefährte Landauers, spricht deshalb mit Bezug auf Landauers Konzeption von Sozialismus auch vom *topischen* Sozialismus, der nicht ortlos (also u-topisch) ist, sondern „sich jeweils am gegebenen Ort und unter den gegebenen Bedingungen, also gerade ‚hier und jetzt‘ in dem hier und jetzt möglichen Maße verwirklichen [will]“ (Buber 1950 zit. in Sörensen 2018: 140).

„Einerseits gilt es die zukünftige Vision als ob sie jetzt wäre zu realisieren, andererseits bleibt diese Vision weiterhin als ein fernes Ziel bestehen“ (ebd.: 261–2). Gemäß dieser Vorstellung ist das utopische Ideal kein statischer, perfekter Endzustand, der sich in unbestimmter Zukunft einlösen soll, sondern eine „infini-dynamische Utopie“ (Lindenau 2017) – ein dynamischer Zielhorizont, auf den man sich in einem kontinuierlichen Prozess der konkreten präfigurativen Realisierung schrittweise hinbewegt. Präfiguration ist demnach kein einfaches *Pre-enactment* einer künftigen Gesellschaft, sondern sie besteht darin, die Bewegung für ihre Verwirklichung zu initiieren und voranzutreiben (Angaud 2021; Lindenau 2017: 186).

2.1.5 *Spaciotemporal Utopianism*, reale Utopien und präfigurative Orte

Eine theoretische Brücke zwischen Utopie und konkreten Orten schlägt der Geograph David Harvey in *Spaces of Hope* (2000). Er wendet sich darin gegen das dominante neoliberale *There-is-no-Alternative-Credo* (zum Kapitalismus) der 1980er- und 1990er-Jahre und macht sich für eine Hoffnung auf Wandel stark, die er vor allem in einer Wiederaneignung des Utopiebegriffs verankert (ebd.: 159). Er entwickelt dafür den Begriff des „*spatiotemporal utopianism*“ (ebd.: 182), der sich sowohl seines historisch-gesellschaftlichen als auch seines räumlich-materiellen Kontextes bewusst ist und es vermag, räumliche „*utopias of spatial form*“ (ebd.: 160) mit zeitlichen „*utopias of social process*“ (ebd.: 173) dialektisch zu verbinden. Beide Ebenen, die räumliche wie die zeitliche, sind laut Harvey Voraussetzung utopischen Denkens und werden dadurch zugleich (um)geformt.

Laut Harvey bedarf es der konkreten Materialisierung utopischer Visionen als Zielorientierung für eine veränderte Gesellschaft. Erfahrbare Alternativen könnten den Möglichkeitssinn erweitern und Hoffnung auf Wandel machen. Er bezieht sich dabei auf den Philosophen Roberto Unger, der visionäre Ideale als notwendig für eine gesellschaftliche Transformation beschreibt:

It need not and does not ordinarily present the picture of a perfected society. But it does require that we be conscious of redrawing the map of possible and desirable forms of human association, of inventing new models of human association and designing new practical arrangements to embody them. (Unger 1987 zit. in ebd.: 186).

Harvey lehnt es ab, jegliche Verwirklichung utopischer Ideale als unmöglich zu erklären (ebd.: 183 f.). Er sieht darin die Gefahr, sich wie im Falle teleologischer Sozialutopien in der Romantisierung „*of endlessly open projects that never have to come to a point of closure (within space and place)*“ zu verlieren (ebd.: 174). Der Prozess der Materialisierung bringe jedoch notwendigerweise eine, zumindest temporäre, Schließung mit sich (ebd.: 183).

Closure (the making of something) of any sort contains its own authority because to materialize any one design, no matter how playfully construed, is to foreclose, in some cases temporarily but in other instances relatively permanently, on the possibility of

materializing others. We cannot evade such choices. The dialectic is 'either/or' not 'both/and.' (ebd.: 196)²²

Trotzdem ist Harveys Verständnis eines „*dialectical utopianism*“ dynamisch, prozesshaft und ergebnis-offen:

The task is then to define an alternative, not in terms of some static spatial form or even of some perfected emancipatory process. The task is to pull together a spatiotemporal utopianism – a dialectical utopianism – that is rooted in our present possibilities at the same time as it points towards different trajectories. (ebd.)

So verankert Harvey utopisches Denken in konkreten geografisch-räumlichen Möglichkeiten und unterstreicht die Notwendigkeit konkret erfahrbarer Alternativen für gesellschaftlichen Wandel.

Der Soziologe Eric Olin Wright denkt in seinem einflussreichen Werk *Reale Utopien – Wege aus dem Kapitalismus* (2017, engl. Erstveröffentlichung 2010) über die „Realisierbarkeit radikal anderer Arten von Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnissen [nach], die das Potenzial haben, uns jenen demokratisch-egalitären Zielen näher zu bringen, die historisch an die Idee des Sozialismus gekoppelt waren“ (2017: 39). Wright betont dabei die Bedeutung der Vorstellungskraft, von alternativen Bildern und Narrativen, und von konkreten Orten und Geschichten des Gelingens für eine gesellschaftliche Transformation. Er beschreibt bereits existierende, erfahrbare Beispiele alternativer, über den Kapitalismus hinausweisender Formen des Wirtschaftens und egalitär-demokratischer Organisation als reale Utopien. Das Oxymoron zwischen den Wörtern *real* und *Utopie* ist dabei „als Provokation gemeint“ (Wright 2015b: 62). Das Begriffspaar enthält die produktive Spannung zwischen dem utopischen, traumhaften Entwurf einer besseren Welt und der praktischen Realität, in der diese ihren Anfang nehmen muss.

Die Idee der realen Utopie umfasst diese Spannung zwischen Traum und Praxis. Sie gründet in dem Glauben, dass das pragmatisch Mögliche nicht unabhängig von unserer Vorstellungskraft feststeht, sondern *von unseren Visionen selbst gestaltet wird*. (Wright 2017: 45, Herv. MF)

Laut Wright sind reale Utopien ein realisierbarer Zielhorizont, worin er ihr transformatorisches Potenzial gegründet sieht:

Wir benötigen also ‚reale Utopien‘: utopische Ideale, die im realen Potenzial der Menschheit gründen: utopische Ziele mit erreichbaren Zwischenschritten, utopische Institutionsentwürfe, die in unsere praktische Aufgabe Eingang finden können, uns in einer Welt zurechtzufinden, die von mangelhaften Bedingungen für gesellschaftliche Veränderung geprägt ist. (ebd.: 45–46).

Auch bei Wright findet sich also ein prozesshaftes, handlungsleitendes Utopieverständnis, das durch konkret erfahrbare Realisierung schrittweise gesellschaftliche Veränderung bewirkt.

²² Dies widerspricht m. E. nur auf den ersten Blick der oben eingeführten Lesart von Präfiguration als öffnende Praxis. Ich verstehe Harveys Begriff im Sinne einer dynamischen, dialektischen Bewegung zwischen Schließung und Öffnung. Präfiguration als (temporäre) Verwirklichung, die sodann öffnend wirkt.

Wright umreißt in seiner Arbeit eine Transformationstheorie, wie reale Utopien zu gesellschaftlichem Wandel mit dem Ziel einer umfassenden demokratischen, egalitären Ermächtigung der Gesellschaft beitragen können. Er unterscheidet dafür drei verschiedene Logiken, die er als Transformation durch Bruch, durch Symbiose und in Freiräumen beschreibt (2017: 413). Die Logik des Bruchs beschreibt ein systemübergreifendes Moment der Diskontinuität und entspricht damit der konfrontativen Transformationsstrategie des revolutionären Sozialismus. Die beiden anderen Logiken bezeichnet Wright als Formen der „anhaltende[n] Metamorphose“ (ebd.: 413). Die Symbiose entspricht einen reformistischen Ansatz wie er traditionell vor allem durch sozialdemokratische Parteien und Gewerkschaften vertreten wird. Wright konstatiert, dass sowohl Revolution als auch Reform als die dominanten politischen Transformationsmodelle des 20. Jahrhunderts nicht das Ziel eines radikal-demokratischen, egalitären Systems erreichen konnten (ebd.: 10).

Der Kerngedanke des dritten Transformationspfades entspricht dem anarchistischen Motiv, den gesellschaftlichen Status quo dadurch zu verändern, „dass in den Räumen und Rissen innerhalb kapitalistischer Wirtschaften emanzipatorische Alternativen aufgebaut werden und zugleich um die Verteidigung und Ausweitung dieser Räume gekämpft wird“ (Wright 2017: 11). Reale Utopien entsprechen am ehesten dem dritten, „interstitiell[en]“ Transformationspfad (Wright 2015b: 100). Das Wort Interstitiell (von eng. *interstitial* = *zwischenräumlich*) beschreibt dabei die Vorstellung, dass sich Wandel in Freiräumen und Nischen, die sich durch Risse und Brüche im vorherrschenden System ergeben, entfaltet, diese aber auch selbst eröffnet und ausweitet (Redecker 2012: 30). Eine auf Freiräumen basierende Transformation kann laut Wright schon hier und jetzt die Lebensqualität der Menschen verbessern, Alternativen zum Status quo erlebbar machen und dadurch als Beweis dafür dienen, dass Alternativen „gangbar“ sind (ebd.: 446f.). Er bezeichnet reale Utopien gleichzeitig als *Ziel*, als *Prozess* und als *Strategie* (2015a), und beschreibt sie als präfigurativ, ohne den Begriff selbst zu nutzen:

Reale Utopien sind Institutionen, Verhältnisse und Praktiken, die in der Welt, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, entwickelt werden können, *die dabei aber die Welt, wie sie sein könnte, vorwegnehmen und dazu beitragen, dass wir uns in dieser Richtung voranbewegen.* (Wright 2017: 11, Herv. MF)

Diesem präfigurativen Element spricht Wright transformative Kraft zu: „Real utopias transform the nowhere of utopia into the now-here of creating emancipatory alternatives of the world as it could be in the world as it is“ (Wright 2015a). Auch wenn die von Wright untersuchten Beispiele primär im Bereich der alternativen wirtschaftlichen Institutionen und egalitär-demokratischen Organisationsformen zu verorten sind, ist es möglich, auch konkrete geografische Räume und Orte, beispielsweise städtische Quartiere, als Möglichkeitsräume für die Umsetzung realer Utopien zu untersuchen (Hellriegel und Pacífico 2019).

Dies führt uns zu präfigurativen Orten. Für präfigurative Praktiken und die daraus resultierenden „Um-subjektivierungsprozesse“ sind Orte unerlässlich, wo Anderes erfahrbar wird und (ein)geübt werden

kann (Sörensen 2023: 26). Dahinter steht der Gedanke, dass das Erfahren von Alternativen einen grundlegenden Unterschied dafür macht, was Menschen überhaupt für möglich halten. Erst das andersartige Handeln und Erfahren von Alternativen – seien es alternative Formen des Wirtschaftens wie Kooperativen, Regionalwährungen, oder solidarische Landwirtschaft, oder Formen der Beteiligung wie partizipative städtische Haushaltsplanung, Reparaturwerkstätten, selbstverwaltete Gemeinschaftsgärten oder Stadtteilträte – erweitert den Möglichkeitssinn der Beteiligten und lässt sie nicht nur selbst erfahren, *dass* solche Alternativen möglich sind, sondern auch *wie* sie konkret und ganz real aussehen und sich anfühlen. Es geht dabei, wie Calderon Lüning u. a. beschreiben, darum,

die Perspektive der Menschen [zu] verschieben, indem sie am eigenen Leib erfahren, dass es Orte gibt, die anders sind und trotzdem funktionieren. Die Kraft dieser Orte besteht darin, infrage zu stellen, was uns beständig als alternativlos präsentiert wird. Sobald die Menschen erfahren, dass es auch anders geht, ändert sich ihr Blick auf das Mögliche (Calderon Lüning u. a. 2018: 91).

Gleichzeitig sind sie immer auch ein Laboratorium des Experimentierens und kollektiven Aushandelns, wobei auch Spannungen und Konflikte, Chaos und Widersprüche zum Prozess gehören (ebd.).

Dem zugrunde liegt eine Überzeugung, die David Graeber „Strategie der Ansteckung“ nennt (Graeber 2013 zitiert in Sörensen 2023: 67), und die auf das anarchistische Konzept der *direkten Aktion* oder auch „Propaganda der Tat“ zurückgeht (Sörensen 2018: 139). Demnach soll unvermitteltes Handeln – ohne den Umweg über intermediäre Instanzen – Anderen die Augen öffnen und sie ‚anstecken‘ und so politische Wirkung entfalten (ebd.). Diese Logik zielt zunächst auf die persönliche Erfahrungsebene ab, soll sich dann aber auf die strukturelle Frage übertragen lassen, wie Gesellschaft als Ganzes verändert werden kann (Raekstad und Dahl 2020: 6). Rosswog und Britt erläutern, inwiefern das Leben von Utopien ansteckend wirken und größere Veränderungen anstoßen kann:

Die Art, wie wir versuchen, unser persönliches Leben zu verändern, inspiriert andere Menschen dazu, auch zu handeln. Und sie öffnet Perspektiven auf strukturelle Fragen und kollektive Lösungen, die wir ohne die Praxis im Alltag niemals hätten bedenken können. Gelebte Utopie ist eine andere Welt, die sich im Jetzt schon bemerkbar macht. (Rosswog und Britt 2020: 245).

Präfigurative Orte können nicht zuletzt kraftspendend und motivierend für soziale Bewegungen wirken, wenn sie als „Refugien des Rückzugs, der Regeneration und des Empowerments“ dienen (Sörensen 2023: 34), auch wenn dies gelegentlich den Vorwurf mit sich bringt, nur ein selbstgenügsamens, begrenztes Blasenphänomen zu sein. Auf diesen Vorwurf komme ich in meiner Diskussion der Fallstudie zurück (vgl. Kapitel 5.3). Bevor ich in Kapitel 2.3 mit dem Begriff des präfigurativen Placemakings zu präfigurativen Orte zurückkehre, erläutere ich zunächst die Konzepte Place und Placemaking.

2.2 Place und Placemaking

In diesem Kapitel führe ich den zweiten zentralen Theoriebaustein meiner Arbeit, das Placemaking, ein. Dafür stelle ich zuerst das Place-Konzept der *Humanistic Geography* vor (Kapitel 2.2.1). Daran anschließend beschreibe ich Placemaking als Gestaltungspraxis urbaner Räume, wobei ich sowohl unterschiedliche Verständnisse, Akteur*innen und Ziele der Praxis als auch mögliche Kritikpunkte vorstelle (Kapitel 2.2.2). Darauf folgt, im Hinblick auf das in meiner empirischen Forschung untersuchte Beispiel, ein Unterkapitel zu Formen des Placemakings mit künstlerischen und kulturellen Mitteln (Kapitel 2.2.3). Schließlich kontextualisiere ich Placemaking vor dem Hintergrund aktueller Debatten, Praktiken und Begriffe um partizipative und koproduktive Stadtgestaltung als eine Form des transformativen Stadtmachens (Kapitel 2.2.4). Dabei zeichnet sich an verschiedenen Stellen bereits ab, warum sich eine konzeptionelle Verschränkung von Placemaking und präfigurativer Politik anbietet. Diese theoretische Zusammenführung nehme ich anschließend im Begriff des präfigurativen Placemakings vor (Kapitel 2.3).

2.2.1 Der Place-Begriff der *Humanistic Geography*

Der Place-Begriff wurde wesentlich durch die englischsprachige *Humanistic Geography* geprägt, die sich in den 1970er-Jahren in Abgrenzung zu damals dominanten positivistischen und quantitativen Paradigmen der Geografie als Raumwissenschaft formierte. Diese schenken individueller und kollektiver Erfahrung, Handlungsmacht und Bedeutungsproduktion kaum Beachtung (Entrikin und Tepple 2006: 30f.; Cresswell 2009: 3). Das Ansinnen der *Humanistic Geography* war, inspiriert von phänomenologischen Einflüssen, menschliche Akteur*innen mit ihrer Erfahrung und Wahrnehmung in den Mittelpunkt zu rücken und sie als autonom und intentional agierende Subjekte anzuerkennen, die aktiv Bedeutung herstellen und dadurch ihre Umwelt gestalten (Entrikin und Tepple 2006). Den Menschen wurde nun Gestaltungsmacht durch Imagination, Kommunikation und kooperatives Handeln eingeräumt (ebd.: 38). Demnach können individuelle und kollektive Akteur*innen intentional auf ihre Lebenswelt einwirken und sich in diese einschreiben. Dabei spielen Ideale und Wunschvorstellungen eine wichtige Rolle, denn die *Humanistic Geography* versteht „[the] individual as an intentional agent, whose actions are shaped not only by material needs but also by a geographical imagination that include[s] moral and aesthetic ideals“ (ebd.: 33). Der Übersetzungsprozess von der Vorstellung in die materielle Lebenswelt führt zu einer kontinuierlichen Transformation der Umwelt und stellt Place mit her (ebd.: 38).

Trotz Kritik im Zuge nachfolgender Debatten²³ hat die *Humanistic Geography* nachhaltig zur Entwicklung und Erweiterung der Humangeografie und zu einem veränderten Verständnis von Raum

²³ Das Menschenbild der *Humanistic Geography* wurde im Zuge poststrukturalistischer, (neo)marxistischer, feministischer und postkolonialer Debatten der letzten Jahrzehnte als zu einseitig, statisch, rassistisch, euro- und anthropozentrisch kritisiert und hinterfragt (Cresswell 2009: 5; Entrikin und Tepple 2006: 34 f.). Dabei wurde insbesondere kritisiert, dass universelle Annahmen über die Natur des Menschen eine elitäre Sicht seien, die den Blick auf Machtstrukturen verstellen. Zudem wird mit Blick auf strukturelle Zwänge das Verständnis des Menschen als autonome*r Agent*in infrage gestellt.

beigetragen, auch in der deutschsprachigen Geografie. Wo bis dahin geografische Räume als statische Container und Systeme von Lagebeziehungen verstanden wurden, deren physisch-materielle Gegebenheiten Objekte der wissenschaftlichen Untersuchung und Beschreibung waren (Wardenga 2002), vollzog sich ein Wandel zu einem relationalen Verständnis, das „Räume als Produkte sozialen Handelns von Subjekten“ auffasst (ebd.: 11). Dieser Wandel führt von der abstrakten Ebene des Raumes (*space*) zur lebensweltlichen Ebene von Place und ebnet den Weg für das heute etablierte Verständnis von Place als prozesshaft hergestellt (Cresswell 2009: 4–5; Harvey 1993: 5).²⁴

Die Identität von Place wird laut Edward Relph (2008: 47) in einem kontinuierlichen Aushandlungsprozess hergestellt, bei dem sie aus einem Wechselspiel von Materialität, menschlicher Aktivität und Bedeutung hervorgeht. Place wird deshalb mithin als „*constantly becoming*“ (Hubbard 2005: 47) und „*continually emergent*“ (Henderson 2009: 540) charakterisiert, als eine andauernde „Assemblage“ von zusammenhängenden, ko-konstitutiven Elementen und Beziehungen (ebd.). Dies bedeutet, dass Place nicht nur spezifische lokale Gegebenheiten (z.B. landschaftliche Merkmale, Gebäude oder andere sichtbare und erfahrbare physisch-materielle Aspekte) umfasst, sondern auch durch menschliche Aktivität und soziale Interaktionen, die individuelle und kollektive Wahrnehmung und Erfahrung sowie die Herstellung und Zuschreibung von Bedeutung konstituiert wird (Entrikin und Tepple 2006: 33; Cresswell 2009: 7; Relph 2008: 48). Pierce u. a. definieren Placemaking dementsprechend als ein „*set of social, political and material processes by which people iteratively create and recreate the experienced geographies in which they live*“, und als einen relationalen Prozess, „*constituted by the socio-spatial relationships that link individuals together through a common place-frame*“ (2011: 54). Dieser Prozess macht Place zu einem wirkmächtigen Konzept, wie David Seamon beschreibt:

Place is powerful because, just by being what it is, it gathers worlds spatially and environmentally, delineating centers of human action, meaning, and intention that, in turn, contribute to the making of place. This conceptualization means that place is not a physical environment separate from people associated with it but, rather, the indivisible, typically taken-for-granted situation of people-experiencing-place. (2014: 41–42)

Die Identität von Place, führt Relph aus,

is neither an easily reducible, nor a separable quality [...] – it is neither constant and absolute, nor is it constantly changing and variable. The identity of place takes many forms, but it is always the very basis of our experience of this place as opposed to any other. (Relph 2008: 62)

²⁴ In einem Theoriestrang, der maßgeblich durch die Arbeit des französischen Soziologen Henri Lefebvre geprägt wurde, wird ein differenzierter Raumbegriff entwickelt, der von der sozialen Produktion von Raum ausgeht und dabei symbolische, materielle und soziale Dimensionen aber auch Machtstrukturen mit einschließt. Dieser Raumbegriff ist heute etabliert und wird auch in deutschsprachigen Beiträgen zum Thema Placemaking vielfach genutzt, wobei die ursprüngliche Gegenüberstellung von *space* und *place* nicht aufrechterhalten wird (vgl. z. B. Lahner und Zimmermann 2005). Während verallgemeinernde Begriffe wie *Raumkonstitution* zwar die sozialkonstruktivistischen Dynamiken erfassen, gerät dabei leicht die konkret situierte und einzigartige Erfahrungsebene von Place aus dem Blick.

Er betont deshalb, dass die Identität von Place immer durch die Absichten, die Persönlichkeit und die Umstände derer geprägt wird, die sie erfahren (2008: 57). Placemaking im Sinne der *Humanistic Geography* bedeutet folglich, dass Places auf der lokalen, lebensweltlichen Ebene in ihrer Komplexität hergestellt werden und dass ihre Identität stets einzigartig ist.

Im Folgenden umreiße ich Placemaking als Praxisfeld der Gestaltung urbaner Räume. Dieser Ansatz baut auf dem Place-Begriff der *Humanistic Geography* auf, da er sich nicht nur auf die Gestaltung physisch-materieller, ästhetischer Aspekte bezieht, sondern auf die sozialen und kulturellen Praktiken und Bedeutungen, die Places umgeben und relational mit hervorbringen.

2.2.2 Placemaking als Gestaltungspraxis

Ausgehend von einer hauptsächlich auf partizipative Stadtplanung und *Urban Design* ausgerichteten Debatte im englischsprachigen Raum, hat sich Placemaking heute als Sammelbegriff für ein breites „*field of practice*“ etabliert (Courage 2020: 623). Als Vordenker*innen des Placemakings als Gestaltungspraxis urbaner Räume gelten die Urbanist*innen Jane Jacobs und William H. Whyte. Sie forderten bereits in den 1960er-Jahren eine am Menschen orientierte Stadtentwicklung und setzten sich für einladende öffentliche Räume und den Erhalt lebendiger Nachbarschaften ein – im Gegensatz zu einer autozentrierten, auf Effizienz, Ordnung und Ästhetik fokussierten, modernistischen Stadtplanung (Project for Public Spaces 2007; Silberberg 2013: 5f.). Heute ist Placemaking zu einem viel beachteten Ansatz der Stadtgestaltung avanciert, insbesondere, um sogenannte urbane Problemviertel zu revitalisieren (Ellery u. a. 2021: 56). Der Begriff beschreibt sowohl ein übergeordnetes Ideal als auch konkrete Vorgehensweisen der partizipativen Gestaltung (Project for Public Spaces 2007). Ellery u. a. (2021: 61) finden in einer systematischen Untersuchung von 120 Forschungsartikeln aus den Jahren 2015 bis 2020, dass Placemaking in Nordamerika, Australien und Neuseeland, aber auch in Europa und im gesamten asiatischen Raum praktiziert und wissenschaftlich aus diversen disziplinären Blickwinkeln untersucht wird. Allerdings fehlt eine einheitliche und konkrete Definition der Praxis, was sich bereits am Gebrauch verschiedener Schreibweisen in der Forschungsliteratur zeigt (ebd.). Vielmehr existiert eine Vielzahl – teilweise widersprüchlicher – Ansätze, Formen und Verständnisse, die sich vor allem hinsichtlich ihrer Ziele und Akteur*innen unterscheiden (Courage 2020: 623; Schürmann 2006). In der Forschungsliteratur wird Placemaking unter anderem als Prozess, als Resultat, als übergeordnetes Ideal, oder als eine staatliche Initiative verstanden (Ellery u. a. 2021: 62). Im Folgenden stelle ich verschiedene Dimensionen des Feldes vor und greife dabei auch kritische Perspektiven auf das Konzept auf.

Im Kern beschreibt Placemaking einen kollektiven, partizipativen Gestaltungsprozess unter Einbezug verschiedener „*Stakeholder*“ (Lahner und Zimmermann 2005) mit der Intention, die Raumqualität und Lebensqualität zu verbessern und damit zahlreiche weitere positive Effekte zu bewirken.

Put into practice, placemaking seeks to build or improve public space, spark public discourse, create beauty and delight, engender civic pride, connect neighborhoods, support

community health and safety, grow social justice, catalyze economic development, promote environmental sustainability, and of course nurture an authentic 'sense of place.'
(Silberberg 2013: 2)

Zu den zentralen Aspekten des Placemakings als Gestaltungspraxis zählt laut Ellery u. a. (2021: 62) das Ziel, einen positiven *sense of place* oder auch „*sense of belonging within a place*“ (wieder)herzustellen, bzw. erfahrbar zu machen. Das Erfahrbarmachen von kulturellen, sozialen, spirituellen und physischen Dimensionen eines Ortes soll *placelessness* – bindingslosen, sterilen und uniformen Räumen – entgegenwirken (Schürmann 2006: 9). Typischerweise sollen durch temporäre oder längerfristige Interventionen Potenziale sichtbar gemacht und neue Narrative geschaffen werden, die so greifbar und erfahrbar sind, dass sie eine positive Veränderung auslösen. Der *sense of place* beeinflusst die Bindung von Einzelpersonen und Gruppen zu einem Ort (ebd.: 6) und kann sowohl positiv als auch negativ besetzt sein (Ellery u. a. 2021: 62). Studien zeigen, dass Teilhabe an einem Placemaking-Prozess den *sense of place* positiv beeinflussen kann (ebd.: 72). Das kann wünschenswerte Auswirkungen wie verbesserten sozialen Zusammenhalt und Austausch in einer Community, ein gesteigertes Zugehörigkeitsgefühl, sowie Übernahme von Verantwortung in und für die Gemeinschaft haben (ebd.: 69–70).

Grundlegend für Placemaking als Gestaltungspraxis ist die Annahme einer ko-konstitutiven Beziehung zwischen sozialen Praktiken und ihrer materiellen Umwelt.

Placemaking holds an assumption of a strong mutually constitutive and positive affect between the built environment and behaviour: public spaces are positioned in a value-framework, viewed as essential for urban civility and for creating rich relations between strangers. (Courage 2020: 623)

Silberberg beschreibt dies als den „*virtuous cycle*“ des Placemakings: „*communities transform places, which in turn transform communities*“ (2013: 3). Dabei kommt dem Prozess des Placemakings eine zentrale Rolle zu, argumentiert Silberberg, weil er die involvierten Personen beeinflusst: „*In placemaking, the important transformation happens in the minds of the participants, not simply in the space itself.*“ (Silberberg 2013: 3).²⁵ Der partizipative und kooperative Prozess des Placemakings zielt auf *community building* ab – Teilhabe und Empowerment der lokalen Community, die Bildung einer ortsbezogenen Identität und sozialen Zusammenhalts, sowie von organisatorischen und institutionellen Fähigkeiten (Schürmann 2006: 11 ff.).

²⁵ Hier offenbart sich eine Parallele zwischen Placemaking und präfigurativer Politik. Bei beiden Konzepten geht es darum, dass die Beteiligten sich im und durch das Handeln verändern. Mittel und Zweck, Prozess und Ergebnis, sind bei beiden Konzepten untrennbar miteinander verwoben. Bei präfigurativer Politik, so die Grundannahme, verändern die Beteiligten ihre Fähigkeiten, ihren Antrieb und ihr Bewusstsein durch alternative Praktiken. Dies ist die Basis für Umsubjektivierungsprozesse und somit einen gelebten, revolutionären Wandel. Das Ideal des community-zentrierten Placemakings ist, dass die Teilhabe am Prozess Identifikationspotenziale und Beziehungsgeflechte schafft und somit Individuen und Community positiv beeinflusst.

The social goals of building social capital, increasing civic engagement and advocating for the right to the city are as central to contemporary placemaking as are the creation of beautiful parks and vibrant squares. (Silberberg 2013: 4)

Das unterscheidet die Praxis von einem nur auf die physisch-materielle Entwicklung des städtischen Raums fokussierten, raumplanerischen Ansatz (Schürmann 2006: 10). Silberberg beklagt, dass der Prozess, der mindestens so wichtig sei wie das Ergebnis, allzu häufig aus dem Blick gerate, wenn Placemaking eindimensional als einmalige Intervention oder nur als zu realisierendes Projekt verstanden werde (ebd.). Gleichzeitig erkennt sie eine Entwicklung und Differenzierung in der zeitgenössischen Placemaking-Praxis, die sich von der alleinigen Frage „*what makes a good place?*“ hin zu „*what – and who – makes a good placemaking process?*“ wende. Dies zeige, dass sich ein zunehmend differenziertes Verständnis von Community, Macht und Sozialkapital etabliere (ebd.: 51).

Placemaking kann prinzipiell von verschiedenen Akteur*innen mit unterschiedlichen Interessen betrieben werden. Dazu zählen planerische Instanzen in Politik und Verwaltung, zivilgesellschaftliche Initiativen, Nichtregierungsorganisationen, Akteur*innen aus Kunst-, Kultur- und sozialer Arbeit, aber auch privatwirtschaftliche Akteur*innen wie Investor*innen. Das Spektrum des Placemakings reicht von Veränderungsprozessen, die einem Ort oder einer an einem Ort lebenden Community²⁶ von außen auferlegt werden, ohne dass die betroffenen Personen daran beteiligt werden, bis hin zu Veränderungsprozessen, die „*citizen-led*“ (Finn 2014: 381) sind, also von betroffenen Individuen und Gruppen selbst initiiert und durchgeführt werden (Ellery u. a. 2021: 67). Balassiano and Maldonado (2015: 647f.) unterscheiden zwischen „*facilitated*“ und „*lived*“ Placemaking. Ersteres bezeichnet einen Ansatz, der von Instanzen betrieben wird, die nicht notwendigerweise die Nutzenden der betroffenen Orte sind. Dies wird auch als „*top down*“ (ebd.) oder „*externally driven*“ (Ellery u. a. 2021: 68) bezeichnet. *Lived* Placemaking hingegen meint „*those bottom up processes by which people appropriate space for daily living, through small, individual gestures and social relationships that attach meaning to space*“ (Balassiano und Maldonado 2015: 647). Eine solche Typologie ist analytischer Natur, um das weite Feld von Placemaking-Praktiken schematisch zu sortieren. Eine klare Trennung ist in der Praxis sicher nicht immer möglich oder sinnvoll, da sie der Komplexität der lebensweltlichen Prozesse nicht gerecht wird (vgl. Kapitel 2.2.4).

Eine Vielzahl praxisorientierter Beiträge zur Placemaking-Debatte befürwortet ein normatives, community-zentriertes Verständnis, das in der Gegenüberstellung in Tabelle 1 zusammengefasst wird (vgl. z. B. CoDesign Studio 2019; Project for Public Spaces 2007; Silberberg 2013). Dieser Ansatz ist als transdisziplinär zu bezeichnen, weil er unterschiedliche Perspektiven, Interessen und Wissensbestände

²⁶ Ich nutze den englischen Begriff Community, da er mir umfassender und offener erscheint als das deutsche Wort Gemeinschaft. Community kann eine Nachbarschaft meinen, also die in einem Stadtquartier ansässigen Bewohner*innen und die, die dort arbeiten, zur Schule gehen, einkaufen, spielen, usw. Der Begriff beschreibt auch Gruppen, die sich um ein gemeinsames Interesse, ihrer Herkunft oder Sprache wegen, oder aufgrund von anderen geteilten Merkmalen zusammenfindet.

zusammenbringt und lokales Wissen und Ressourcen, sowie Bedürfnisse und Interessen der betroffenen Community in den Mittelpunkt stellt:

Placemaking is centered around observing, listening to, and asking questions of the people who live, work, and play in a particular space in order to understand their needs and aspirations for that space and for their community as a whole. (Project for Public Spaces 2007)

Dieses Verständnis von Placemaking steht im Kontrast zur Instrumentalisierung des Begriffs als *Buzzword* und Marke, einem „*place-wash*“ (Legge 2013) durch Planer*innen und Investor*innen, um Projekte mit dem Eindruck von Partizipation und Community zu versehen (Courage 2020: 630; Project for Public Spaces 2007). Dabei wird das demokratische Versprechen von Partizipation und Koproduktion zu einem „leeren Ritual“, wie es Arnstein mit Bezug auf die Debatte um den Beteiligungsbegriff bereits 1969 kritisch beschrieben hat (ebd.: 216). Mit ihrem einflussreichen Modell einer Beteiligungsleiter (*ladder of citizen participation*) differenzierte sie zwischen Verfahren, die nur der scheindemokratischen Legitimierung bereits gefasster Entscheidungen dienen, und Stufen der zunehmenden „*citizen power*“ (ebd.). Das normative Ideal eines community-zentrierten Placemaking-Prozesses enthält den emanzipatorischen Kerngedanken, dass Stadtbewohner*innen nicht nur Konsument*innen, sondern auch Mitgestalter*innen ihrer Lebenswelt sein sollten, wobei ein hohes Maß an Bürger*innenmacht zu den besten Resultaten für die Allgemeinheit führen soll (Brocchi 2022a: 390).

Tabelle 1: *Placemaking is...* (Project for Public Spaces 2007)

Placemaking is ...	Placemaking is not ...
<ul style="list-style-type: none"> • <i>Community-driven</i> • <i>Visionary</i> • <i>Function before form</i> • <i>Adaptable</i> • <i>Inclusive</i> • <i>Focused on creating destinations</i> • <i>Context-specific</i> • <i>Dynamic</i> • <i>Trans-disciplinary</i> • <i>Transformative</i> • <i>Flexible</i> • <i>Collaborative</i> • <i>Sociable</i> 	<ul style="list-style-type: none"> • <i>Top-down</i> • <i>Reactionary</i> • <i>Design-driven</i> • <i>A blanket solution or quick fix</i> • <i>Exclusionary</i> • <i>Car-centric</i> • <i>One-size-fits-all</i> • <i>Static</i> • <i>Discipline-driven</i> • <i>One-dimensional</i> • <i>Dependent on regulatory controls</i> • <i>A cost/benefit analysis</i> • <i>Project-focused</i>

2.2.3 Placemaking mit künstlerischen und kulturellen Mitteln

Aus der Gemengelage diverser Unterformen des Placemakings möchte ich im Folgenden exemplarisch zwei Begriffe herausgreifen und kontrastieren, die für den Kontext dieser Arbeit von besonderer Bedeutung sind: *Creative Placemaking* und *Social Practice Placemaking*. Dabei handelt es sich bei beiden Begriffen um Formen des Placemakings mit künstlerischen und kulturellen Mitteln. Markusen und

Gadwa (2010) beschreiben mit *Creative Placemaking* einen Ansatz der Revitalisierung von Städten, der auf künstlerischen und kulturellen Praktiken aufbaut.

In creative placemaking, partners from public, private, non-profit, and community sectors strategically shape the physical and social character of a neighborhood, town, city, or region around arts and cultural activities. Creative placemaking animates public and private spaces, rejuvenates structures and streetscapes, improves local business viability and public safety, and brings diverse people together to celebrate, inspire, and be inspired. (ebd.: 3)

Während Markusen und Gadwa zahlreiche Beispiele für ‚erfolgreiches‘²⁷ *Creative Placemaking* aufführen, kritisiert Courage (2020: 624) die Instrumentalisierung von Kunst, Kultur und Kreativität im Kontext von Stadtentwicklungsstrategien. Indem ihnen eine „*entrepreneurial role in city-making*“ zugewiesen werde, würden sie von ökonomischer Verwertungslogik vereinnahmt. Aus dieser Sicht dient *Creative Placemaking* als Baustein des neoliberalen Leitbilds einer „Kreativen Stadt“ (Dzudzek 2014), die im Wettbewerb mit anderen Städten um die Ansiedlung einer mobilen und flexiblen „*Creative Class*“ (Florida 2002) und von Unternehmen buhlt (Markusen und Gadwa 2010: 5). Dabei sollen eine florierende Kreativindustrie und weiche Standortfaktoren als Vehikel für Innovation und wirtschaftliche Wertschöpfung dienen (Dzudzek 2014).

Dieser Ansatz dient als Verkaufsargument einer unternehmerischen Stadtpolitik, die mehr Stadtmarketing und „Place-Promotion“ (Lahner und Zimmermann 2005: 220) mit dem Ziel der ökonomischen Aufwertung verfolgt als eine gemeinwohlorientierte Stadtgestaltung. Zu den Folgen solcher wettbewerbs- und marktorientierten Politiken gehören die zunehmende Finanzialisierung von Städten (insbesondere von Wohnraum und öffentlichen Infrastrukturen) und die Umwandlung von öffentlichem in privat und kommerziell genutzten Raum und infolgedessen steigende Mieten, Gentrifizierung, Verdrängung und wachsende soziale Ungleichheit (Eckardt 2018; Hellriegel und Pacífico 2019: 105). Hier zeigen sich deutlich die politischen, ökonomischen und machttheoretischen Implikationen des Placemaking-Konzepts, das von unterschiedlichen Akteur*innen mit teils entgegengesetzten Interessen genutzt werden kann.

Kreative Praxis als Teil von Stadtentwicklung kann, ihrer Vereinnahmung durch neoliberale Politiken zum Trotz, aber auch widerständig und Ausdruck von Freiheit, Selbstgestaltung und Selbstverwirklichung sein (Dzudzek 2014: 187). Dafür bedarf es jedoch einer klaren Positionierung der Akteur*innen:

Um Kreativität aus ihrer Verengung als neoliberale Inwertsetzungsstrategie zu lösen und als eine Praxis der Freiheit im Sinne eines Rechts auf Stadt für alle zurückzuerobern, ist es wichtig, dass sich Künstler_innen und Kreative nicht als privilegierte Akteur_innen der Stadtentwicklung begreifen, sondern den Schulterschluss mit anderen Prekarierten in der Stadt suchen. (ebd.: 188)

²⁷ Die Autor*innen bemessen Erfolg primär anhand von Parametern ökonomischer Aktivität und Wertschöpfung.

Courage umreißt unter dem Banner eines „*Social Practice Placemaking*“ einen Alternativentwurf kreativen Placemakings, der das Ziel habe, „*sites of different cultural value*“ zu finden, zu erschaffen und zu erhalten (Courage 2020: 631). Hierzu zählt sie Praktiken wie Performances und Interventionen im öffentlichen Raum, künstlerische Feldforschung, Community-Rituale sowie Bildungsarbeit in Workshops und durch *Community Organizing* (ebd.: 624–25). Dieser künstlerisch-kulturelle Ansatz sei „*socially engaged art as a situated emplaced art form*“ (ebd.: 628), die Community in den Mittelpunkt stelle.

Social practice placemaking represents a new performative aesthetic lens for placemaking, as encountered, relational and dialogic. Its art practice and process is both revealed and inserted into everyday situations and practices [...], a 'spatio-temporal event' that locates place in the social and cultural context, over and above the built environment manifestation of space. (ebd.: 628)

Courage betont das relationale Element in diesem Verständnis von Placemaking: Begegnung, Beziehungsaufbau, Kollaboration und intersubjektiver Austausch stellen hier den eigentlichen Kern des Prozesses dar (ebd.: 629). Durch diesen „*mode of cultural work in the social sphere*“ würden künstlerische Praxis, Stadtentwicklung, Soziales und Bildungsarbeit zusammengeführt (ebd.: 625).

2.2.4 Transformatives Stadtmachen

Placemaking als Gestaltungspraxis ist als Teil eines übergeordneten Trends der partizipativen, kooperativen Stadtgestaltung zu verstehen, bei dem zivilgesellschaftliche Akteur*innen vermehrt Mitsprache und Mitbestimmung bei der Gestaltung ihrer Lebenswelt einfordern und erkämpfen und selbst zu „Stadtmacher*innen“ werden (BBSR 2020: 131; Willinger 2022). Wenn sich Bürger*innen zusammentun, um selbst die Expert*innenschaft über ihre Lebenswelt zu behaupten und „koproduktiv“ mitzugestalten, wird die Rolle planerischer Instanzen infrage gestellt (Willinger 2022). Stadtentwicklung betrifft immer Sozialräume und ist deshalb häufig Ausgangspunkt von Konflikten. Diese entbrennen meist auf lokaler Ebene und rücken Stadtteile und Communitys in den Fokus städtischer Auseinandersetzungen (Wischmann 2014: 334). Diese Konflikte und Kämpfe, die sich im Lokalen formen und zu Widerstandsbewegungen ausweiten können sind „mehr als nur der Ausdruck von Raum- oder Flächennutzungskonflikten“ (ebd.: 335). Insbesondere städtische soziale Bewegungen treten heute als Stadtmacher*innen auf, die oft explizit mit Bezug auf Henri Lefebvres Postulat eines *Recht auf Stadt* für gesellschaftliche Teilhabe kämpfen und gerecht verteilten Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen und Möglichkeiten fordern (Belina u. a. 2014: 15; Holm 2011). Dabei beziehen sie sich sowohl auf die städtebauliche Form als auch die mit ihr in Wechselwirkung verstandenen sozialen Verhältnisse und Praktiken. Ihre Forderungen beschränken sich nicht nur auf die konkrete Nutzung, sondern umfassen auch den Zugang zu politischen Debatten für künftige Entwicklungspfade (Holm 2011: 1).

Koproduktive Projekte und Initiativen entstehen häufig aus der Selbstermächtigung von zivilgesellschaftlichen Gruppen und einem Engagement heraus, das gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Zielen dient (Willinger 2022: 16). Der Einsatz von stadtteilbasierten Initiativen, die sich auf konkrete

Problemstellungen und die Bedürfnisse der lokalen Community beziehen, kann machtvoll Strukturen konstituieren (Wischmann 2014: 336). Unter den Maximen von Gemeinwohlorientierung, Nachhaltigkeit, Teilhabe und Inklusion treten auf diese Weise kollektive Akteur*innen wie Vereine, Bürger*inneninitiativen, Genossenschaften und Stiftungen wirkungsvoll Politik, Verwaltung, und wirtschaftlichen Investor*innen gegenüber.

Selten machen sie an den Grenzen von Ämterzuständigkeiten halt, sondern verbinden z. B. Freiraumgestaltung, Brachflächenreaktivierung, Flüchtlingsintegration und Kulturangebote [...] und erzeugen auf diese Weise gemeinwohlorientierte Effekte in einer Vielzahl von Handlungsfeldern, die Politikbereiche und -ebenen durchkreuzen. (Willinger 2022: 17)

Dabei nutzen diese Akteur*innen oft konkrete Strategien und Praktiken des Placemakings wie „temporäre und mobile Architektur, Projekte und Interventionen der Zwischennutzung, Pop-up, Ad-hoc, DIY- und Makeshift-Urbanismus, [sowie] ephemere Stadtentwicklung“ (Meireis 2018: 55). Meireis fasst diese diversen Phänomene und Begriffe als „kritische Stadtgestaltung durch experimentelle Raumproduktion“ zusammen.

Laut Willinger schaffen solche Formen des Stadtmachens durch zivilgesellschaftliche Akteur*innen jenseits der staatlichen Planungsinstanzen neue, alternative Narrative, die sich, ausgehend von Initiativen und Vorbildprojekten, auf übergeordnete Strukturen und Diskurse auswirken und eine „neue Rollenverteilung in der Stadtentwicklung“ prägen (2020: 102). Die kommunale Verwaltung wird zunehmend zur Vernetzerin und Ermöglicherin, zivilgesellschaftliche Akteur*innen bringen eigene Ideen, Wissen und Ressourcen mit ein (Willinger 2022: 16).²⁸ Der Staat hat in dieser Konstellation nicht mehr die alles definierende Führungsrolle (ebd.). Stattdessen werden neue Allianzen geformt und dadurch das herkömmliche Machtgefüge in Städten infrage gestellt, wie Wischmann betont:

Politische Informations-, Entscheidungs- und Umsetzungsprozesse werden also nicht ausschließlich von oben (*top-down*) gesteuert und vorangetrieben, sondern werden in einem komplexen Geflecht von Macht- und Akteursbeziehungen ausgehandelt und gestaltet. (Wischmann 2014: 336)

Die von mir gewählte Formulierung *transformatives Stadtmachen* umfasst sowohl die kritischen und experimentellen Praktiken als auch die utopischen, emanzipatorischen und zukunftsgerichteten Ideale und Intentionen, die solche Dynamiken antreiben. Diese Dimensionen möchte ich noch weiter im Begriff des präfigurativen Placemakings verdichten.

²⁸ Dies ist auch Ausdruck eines stadtentwicklungspolitischen Paradigmenwechsels, gekennzeichnet durch die Suche nach neuen Formen der lokalen *Governance*. Dabei geht es um Formen der kooperativen Problembearbeitung und Selbststeuerung, bei der sich die Rolle des Staates hin zum „aktivierenden Staat“ entwickelt, der Akteur*innen aus Verwaltung, Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft zusammenführt (Schürmann 2006: 7 f.). Swyngedouw (2013) erkennt in solchen partizipationsorientierten Regierungsformen die Tendenz einer auf Konsens fixierten, „postpolitischen“ und „postdemokratischen“ städtischen Ordnung, die das Regieren und die Organisation von Sozialbeziehungen an Wachstum und Wettbewerbsfähigkeit ausrichtet (ebd.: 143–44). Hier zeigt sich erneut, dass sich Placemaking als Gestaltungspraxis im Spannungsfeld zwischen dem Ideal radikaldemokratischer Ermächtigung und der Instrumentalisierung im Dienste neoliberaler Logiken befindet.

2.3 Präfiguratives Placemaking

Ich möchte nun die Konzepte präfigurative Politik und Placemaking zusammenführen. Gemäß der oben eingeführten Definition ist das Ziel präfigurativer Praxis, die Welt, wie sie gewünscht und angestrebt wird, erfahrbar zu machen, indem die Ziele modellhaft im Kleinen präfiguriert werden. Dabei zähle ich im Anschluss an Sörensen (2023: 62) Intentionalität, kollektives Handeln und transformative Absicht zu den kennzeichnenden Voraussetzungen dieser Praxis. Präfiguratives Placemaking bedeutet dementsprechend, dass die verschiedenen Dimensionen von Place – Materialität, menschliche Aktivität und Interaktionen sowie Bedeutung – absichtsvoll und experimentell (um)gestaltet werden, um eine veränderte Realität zu antizipieren.

Abbildung 1 zeigt eine schematische Darstellung präfigurativen Placemakings. Das Modell zeigt im Inneren die drei Dimensionen, aus denen sich die Identität von Place zusammensetzt. Das Präfigurative wird durch Interventionspunkte dargestellt, welche die Dimensionen antizipatorisch verändern. Dabei lassen sich die drei Ebenen nicht isoliert voneinander betrachten. Eine Veränderung einer der Dimensionen verursacht immer auch die Veränderung der anderen Dimensionen, was hier durch die Farbgebung dargestellt wird. Verändert sich etwa die Materialität, hat das simultan auch Einfluss auf die Bedeutungs- und die Aktivitätsebene. Die gestrichelten Linien symbolisieren die erwünschten, utopischen und zukünftigen Potenziale, die erfahrbar werden.

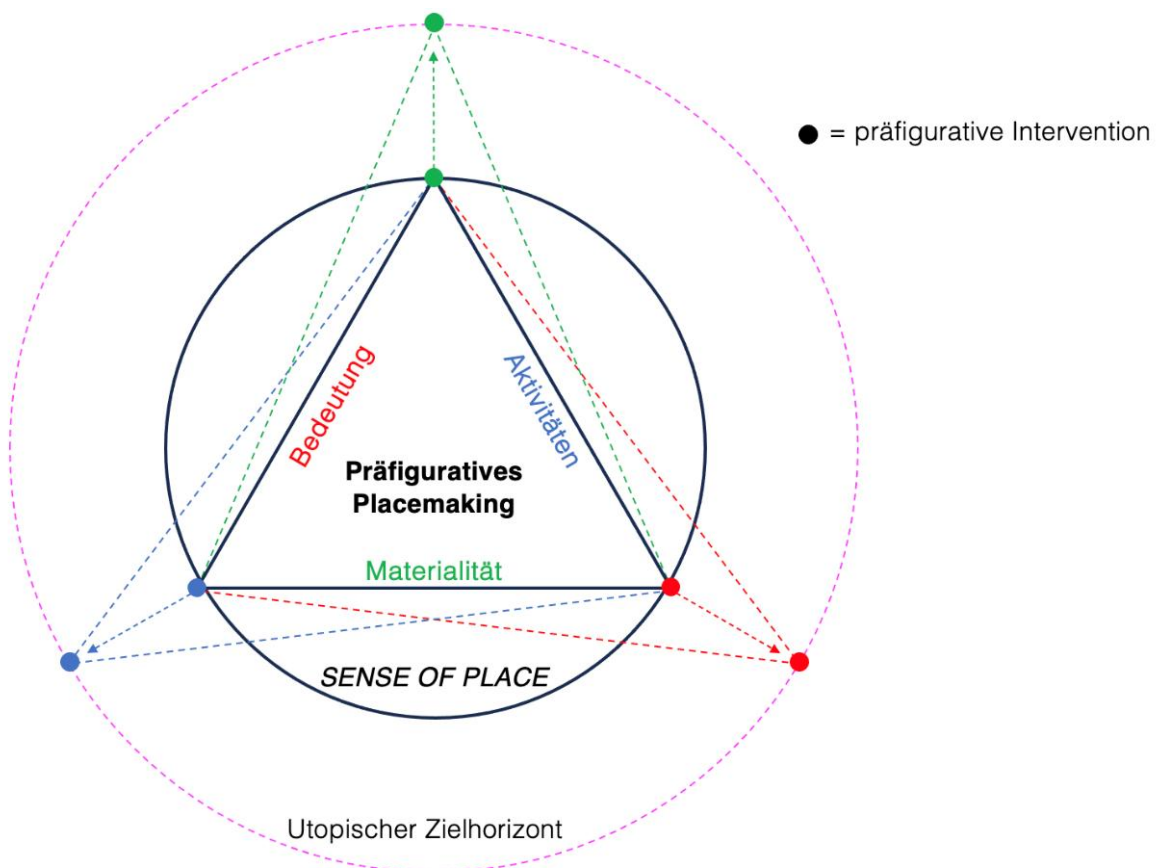


Abbildung 1: Präfiguratives Placemaking (eigene Darstellung)

Das Präfigurative verstehe ich dabei als eine momentane Gleichzeitigkeit von Gegenwart und möglichen Zukünften, die im Jetzt und Hier in embryonischer Form enthalten sind. Präfigurative Praxis schafft eine raumzeitliche Überlagerung der gegenwärtigen, zu verändernden Ebene des Status quo und der potenziellen, zukünftigen, utopisch erscheinenden Ebene. Durch präfiguratives Placemaking wird aus dem fiktiven, utopischen Nicht-Ort ein *Noch-nicht-und-doch-schon-Ort*. Die Präfiguration ist dabei noch nicht *die* angestrebte Zukunft. Sie ist kein *Pre-Enactment*, das singulär-schließend eine Vollendung in der Zukunft verheißt, sondern eine Öffnung hin zu möglichen künftigen Figurationen. Die nach außen gerichteten Pfeile zeigen die Bewegung auf diesen utopischen Zielhorizont zu. Außerdem stellen sie das Ziel präfigurativen Handelns dar, als Vorbild und Ausgangspunkt alternativer Praxis und Realitäten zu dienen, sich auszudehnen und die bestehenden Verhältnisse zu erodieren und zu ersetzen.

Mit dem Begriff des präfigurativen Placemakings versuche ich, die beiden zuvor eingeführten Konzepte und Debatten nicht nur miteinander zu verschränken, sondern spitze sie auch so aufeinander zu, dass daraus ein fokussiertes Forschungsanliegen generiert werden kann. Die daraus abgeleiteten Fragen und Aspekte für meine empirische Forschung stelle ich im nachfolgenden Methodenkapitel vor (vgl. Kapitel 3.2).

3. Fallstudie und Methode

In diesem Kapitel stelle ich das soziokulturelle Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ vor, das ich im Rahmen der vorliegenden Arbeit als Beispiel präfigurativen Placemakings untersuche. Meine Darstellung des Projekts und seiner Ziele rahme ich durch eine Beschreibung seines städtischen Kontextes mit seinen spezifischen Herausforderungen sowie Hintergrundinformationen zu Soziokultur. Anschließend beschreibe ich das methodische Vorgehen, mit dem ich meine empirische Untersuchung durchgeführt habe.

3.1 Forschungskontext

3.1.1 Das (Um)Feld: Flensburg Neustadt

*Das Nordertor markiert die Grenze zwischen der Flensburger Altstadt und Neustadt. Hinter dem Nordertor (oder davor?) liegt die Neustadt. Das kommt wohl auf die Perspektive an. Die Neustadt ist schon lange nicht mehr neu im herkömmlichen Sinne. Aber sie ist dennoch anders als das südliche gelegene Stadtzentrum und der Rest der Stadt. Auch wenn die Neustadt längst von anderen Stadtteilen umgeben ist, scheint sie trotzdem peripher, geografisch vorgelagert. Abgetrennt von der Innenstadt durch das Nordertor und von der Förde durch eine Panzerfabrik. Und auch viele ihrer internationalen, (post-)migrantischen Bewohner*innen sind marginalisiert, gehören wohl nur zum Rand der (Stadt-)Gesellschaft.*

Die Neustadtstraße zwischen Nordertor im Süden und Bergmühle im Norden ist mein Feld. Hier ist das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ beheimatet. Ich durchschreite diese Achse von Süden kommend und mir fallen zunächst auffällige Häuser und Fassaden, sowie verwaiste Ladenlokale ins Auge. Aber auch ein Friseursalon und orientalische Lebensmittelläden, eine Änderungsschneiderei, ein Döner-Imbiss. Dazwischen das Stadtteilhaus, ein von verschiedenen gemeinnützigen Vereinen und Akteuren im Stadtteil genutztes Haus (zum Beispiel Verein Kunst und Kulturbaustelle 8001 e. V., Quartiersmanagement). Auf der Straße davor ist nicht viel los.

Ich laufe weiter gen Norden und komme, geografisch betrachtet, ins Herz der Neustadt. Hier offenbart sich eine Leerstelle: eine Mischung aus Baulücke und Brache, Zwischennutzung und postindustrieller Nachnutzung. Auf der einen Seite ein ehemaliger Edeka-Supermarkt, umzäunt von einem mit Graffiti besprühten Holzverschlag, an dessen Stelle die Stadt den Bau neuer Wohnhäuser plant. Auf einem von einer Theateraufführung übrig gebliebenen, durchhängenden Banner am ehemaligen Supermarkt steht in gelben Lettern in der Vergangenheitsform zu lesen: „Wo wir Lebensmittel liebten“. Auf der gegenüberliegenden Seite liegt die ehemalige Walzenmühle, heute Standort der Sparkasse, der lokalen CDU, eines Weinhandels und weiterer Unternehmen. Auf dem Platz vor dem klobigen Gebäude höre ich klassische Musik aus Lautsprechern im Außenbereich tönen. Die soll vermutlich den Aufenthalt Unerwünschter (Jugendlicher? Obdachloser?) unterbinden. Oder den Eindruck gepflegter Ordnung erwecken. Auf dem Parkplatz vor der hohen Glasfassade gibt es keine Bänke und nichts, was zum Verweilen einlädt. Gleich nebenan liegt der Ex-Sultanmarkt, ehemals Supermarkt, derzeit im Rahmen des Projekts UTOPOLIS vom Verein 8001 in Zwischennutzung als „internationales Begegnungs- und Veranstaltungszentrum“ genutzt. Umgeben von einem mit Autos vollgeparkten Parkplatz, einem Discounter und aktiven industriellen Betrieben, ist es kein schöner Ort mit hoher Aufenthaltsqualität. Aber vor dem Eingang des Ex-Sultanmarktes stehen Möbel aus Holzpaletten, Holzskulpturen und mit Blumen bepflanzte Betonkübel, und die Außenwände zieren bunte Wandbilder. [...]

*Ich folge der Neustadtstraße. Ein brachial aus dem gründerzeitlichen Stil der Umgebung herausstehendes, in schmuckloser Betonbauweise errichtetes Polizeigebäude komplettiert den Abschnitt um das brache Stadtteilzentrum. Dann viele kleine Läden, meist mit arabischem Schriftzug am Schau-
fenster: Bäckereien, Imbisse, Friseursalons, Kioske, die Nussmischungen und Baklava verkaufen, Läden, die voller glitzerndem Schmuck und Innenausstattungsgegenständen sind. Sie sind ein Zeichen für die vielen Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland gekommen sind und hier in der Neustadt ihr neues Zuhause gefunden haben. Dann wieder eine Baulücke, die den Blick freigibt auf ein weites freies Areal, an dem neue Wohnhäuser entstehen sollen. Erste Spuren der Bauarbeiten sind bereits zu sehen. Hier zeigt er sich schon, der Wandel, der zusammen mit Baggern und Lastern in diesen Stadtteil einrollen wird. Wer wird wohl hierhin ziehen? Was macht das mit diesem Quartier? Wer kommt, wer bleibt, wer wird verdrängt?*

(Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll, Anhang I: 4)

Der 1796 gegründete Flensburger Stadtteil Neustadt liegt nördlich der historischen Altstadt. Im 19. und 20. Jahrhundert hat er sich als wichtiger Industriestandort und als Arbeiter*innenquartier entwickelt, an dem bis heute industrielle Betriebe angesiedelt sind (IHR SAN 2015: 8). Aufgrund von Deindustrialisierung und Strukturwandel prägten um die Jahrtausendwende „sanierungsbedürftige Straßen, instandsetzungsbedürftige Wohngebäude, leerstehende Läden, Gewerbebrachen und leerstehende Gewerbegebäude [...], heruntergekommene städtische Räume und vernachlässigte Spielplätze“ das Bild des Stadtteils (ebd.). Deshalb wurde das Gebiet 1999 in das Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die Soziale Stadt“ aufgenommen und 2000 als Sanierungsgebiet klassifiziert (Stadt Flensburg 2018: 9). Seitdem wird gezielt die städtebauliche Sanierung und Entwicklung des Stadtteils gefördert, begleitet durch soziale Angebote sowie kulturelle, bildungs- und beschäftigungspolitische Maßnahmen (IHR SAN 2015: 8–9). Dadurch sollen die Beteiligung der Bürger*innen, sowie Beratungs-, Integrations- und Bildungsangebote verstärkt werden (ebd.). Dazu gehört auch die Schaffung einer Quartiersmanagement-Stelle mit einem Büro vor Ort. Das Quartiersmanagement, ein Stadtteilforum und verschiedene zivilgesellschaftliche Vereine und Initiativen versuchen, eine positive Entwicklung anzustoßen. Die stadtplanerische Entwicklungsperspektive für die Neustadt ist in einem, zuletzt 2018 aktualisierten, Integrierten Entwicklungs- und Handlungskonzept festgehalten (Stadt Flensburg 2018). Hier werden bereits begonnene und noch geplante Maßnahmen aufgelistet, welche die Entwicklung des Stadtteils in Bereichen wie Städtebau, Wohnen, Soziales, Integration und lokale Wirtschaft betreffen.

Trotzdem bestehen viele Missstände und Herausforderungen im Stadtteil bis heute. In der Neustadt leben aktuell knapp über 5000 Einwohner*innen (Stadt Flensburg 2023a). Er gehört mit einem Bevölkerungswachstum von 17,3 % in den letzten 10 Jahren zu den am stärksten gewachsenen Stadtteilen Flensburgs (UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier 2023a). Ein hoher Bevölkerungsanteil an 18-30-jährigen

und ein geringer Anteil an über 65-jährigen bedeutet, dass die Neustadt außerdem der jüngste Stadtteil Flensburgs ist (Stadt Flensburg 2023c: 51). Der Sozialatlas Flensburg 2022 verzeichnet für die Neustadt eine im gesamtstädtischen Vergleich überdurchschnittliche und steigende Arbeitslosenquote, einen überdurchschnittlichen Anteil an Personen, die Sozialhilfe beziehen, sowie einen überdurchschnittlichen Bevölkerungsanteil an Personen mit Migrationshintergrund (Stadt Flensburg 2023c: 51). Die Bewohner*innenschaft der Neustadt setzt sich aus vielen nationalstaatlichen, sprachlichen und kulturellen Hintergründen zusammen. 45,2 % der Bewohner*innen des Stadtteils haben einen Migrationshintergrund. Der gesamtstädtische Durchschnitt liegt bei 29,8 % (ebd.). Insbesondere seit 2015 ist der Stadtteil Ankunftsort für Geflüchtete aus Syrien, Afghanistan und dem Nordirak geworden, während vermehrter Wegzug von Alteingesessenen und Familien ohne Migrationshintergrund verzeichnet wurde (Stadt Flensburg 2018: 12).

Die Wahlbeteiligung im Stadtteil bei der Kommunalwahl 2023 lässt auf ein weit verbreitetes Losgelöstsein von kommunalen demokratischen Prozessen schließen. Im Wahlkreis 3, der den Stadtteil Neustadt einschließt, lag die Wahlbeteiligung bei nur 14,3% im Vergleich zu einer gesamtstädtischen Wahlbeteiligung von 35,7 % (Stadt Flensburg 2023b). Ein ähnliches Bild zeigt die Oberbürgermeister*innenwahl 2022, bei der im Wahlbezirk der Neustadt nur 17,1% (gesamtstädtische Wahlbeteiligung 36,8 %) ihre Stimme abgaben (ebd.). Diese Ausgangslage weist auf komplexe und persistente Herausforderungen im Stadtteil hin. In der Neustadt gibt es bisher nur wenige Angebote des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens speziell für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen (UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier 2023a). Hier setzt der Verein Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. mit seinem Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ an.

3.1.2 Das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“

Das gewählte Beispiel ist Teil des Bundesprogramms *UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier*, das von 2018 bis 2023 im Rahmen des Förderprogramms „Soziale Stadt“ von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur für Medien sowie dem Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen durchgeführt wird (UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier 2023b). Das Flensburger Projekt hat zum Ziel, „mit künstlerischen Mitteln in die Entwicklung des Stadtteils“ einzugreifen (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2020) und dadurch

den Stadtteil kulturell wieder zu stärken, um das Erleben von eigener Stadtteilkultur in den Alltag der Bewohner*innen einzubinden. Die Stärkung und Vernetzung von Angeboten, das Empowerment benachteiligter Bevölkerungsgruppen sowie die Verstetigung, der Ausbau und die Förderung der Stadtteilkultur und Teilhabestrukturen im Quartier werden angestrebt. (UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier 2023a)

Das Projekt betreibt Placemaking, indem es, vermittelt durch Kunst und Kultur, die lokale Community aktiviert und Möglichkeiten für Mitbestimmung und Mitgestaltung, sowie einen inklusiven und interkulturellen Begegnungs- und Veranstaltungsort im vernachlässigten Zentrum des Stadtteils schafft.

Zwischen 2019 und 2023 werden im Rahmen des Projekts diverse Formate umgesetzt, welche die lokale Community dazu einladen, sich aktiv zu beteiligen und eigene Ideen und Projekte zu entwickeln. Dazu gehören künstlerische und theatrale Interventionen im öffentlichen Raum zur kreativen Bedarfsermittlung, Workshops und Vorträge, Feste und Konzerte, partizipative Kunst- und Kultur- und Bildungsformate, sowie eine Print- und Online Stadtteilzeitung (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2020). Der thematische Schwerpunkt liegt auf Stadtteilkultur und interkulturellem Zusammenleben. Kunst und Kultur dienen als „Metaebene“ für Austausch und Begegnung (Baghai-Thordsen 2023: 269). Sie schaffen Partizipationsmöglichkeiten und Teilhabestrukturen, insbesondere für marginalisierte Bevölkerungsgruppen vor Ort, und schaffen zugleich einen „dialogischen Raum“ (Schneekloth und Shibley 1993: 123), um an einer geteilten Vision für das gesellschaftliche Zusammenleben und den Stadtteil zu arbeiten. Seit Juni 2021 steht der Ex-Sultanmarkt im Mittelpunkt des Projekts. Die dort stattfindende Aktivität bilden den Gegenstand der empirischen Untersuchung meiner Arbeit und werden im Ergebnisteil (Kapitel 4) detailliert dargestellt.

3.1.3 Soziokultur und das Programm UTOPOLIS

Das Programm *UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier* befasst sich gezielt mit Fragen der Teilhabe an urbanen Transformationsprozessen. Im Rahmen des Programms erproben

bundesweit soziokulturelle Zentren unter der Fragestellung, wie Kunst und Kultur für das Zusammenleben der Gesellschaft in den Stadtteilen genutzt werden kann, neue kreative Beteiligungsformate. (UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier 2023b)

Insbesondere „Bewohner*innen, die zuvor nur wenige Berührungspunkte mit Kunst und Kultur hatten, [sollen] zur aktiven Mitgestaltung ihres Wohn- und Lebensumfeldes“ angeregt werden (ebd.). Die Erfahrungen und Ergebnisse dieses kreativen Such-, Experimentier- und Lernprozesses werden dokumentiert und online zusammengetragen und bilden ein öffentlich zugängliches Archiv mit Anregungen und Methoden für soziokulturelle Stadtteilarbeit. Der Name *UTOPOLIS* spielt mit dem griechischen Wort für Stadt (= *pólis*) und weist zugleich darüber hinaus, indem er ihn mit dem Wort Utopie verschmilzt. Der Begriff der *Pólis* verweist zudem auf ein spezifisches Verständnis gesellschaftlicher und stadtpolitischer Teilhabe, das antike Ideal eines städtischen Gemeinwesens und einer Gemeinschaft aus Bürgern²⁹, und damit einen Ursprungsgedanken von Demokratie (Prell 2020: 63). Der Name UTOPOLIS kann als Aufforderung und Ausdruck eines Vorhabens verstanden werden, über utopische Visionen des stadtgesellschaftlichen Zusammenlebens nachzudenken, experimentell an ihrer Realisierung zu arbeiten und dabei auch traditionelle bürgerliche Strukturen und Repräsentationslogiken von (Stadt)Politik neu zu denken.

²⁹ In der antiken Polis zählten wohlgerneht nur ausgewählte Männer zur Gruppe der Bürger. Ausgeschlossen von diesem System waren unter anderem Frauen, Alte, Sklav*innen, Ausländer und Kinder.

Die Frage nach den realisierbaren Potenzialen und wünschenswerten Zukünften gesellschaftlichen Zusammenlebens beschäftigt die Soziokultur bereits seit ihrer Entstehung in den frühen 1970er Jahren. In dieser Zeit besetzten und eigneten sich in vielen westdeutschen Städten zivilgesellschaftliche Initiativen Industriebrachen und leerstehende Gebäude an, um dort Orte der Gegenkultur zu schaffen und „Vorstellungen von einem neuen Gesellschaftsmodell zu verwirklichen“ (Bundesverband Soziokultur e. V. 2023b). Die entstehenden soziokulturellen Zentren waren „institutionalisierter Ausdruck eines politischen Konzepts und einer gesellschaftsbezogenen kulturellen Praxis“ (ebd.). Damit verbunden war ein erweiterter Kulturbegriff, der Kunst und Kultur nicht nur in klassischen ‚hochkulturellen‘ Institutionen wie Museen oder Konzerthäusern verortet, sondern als gesellschaftsbezogene Praxis versteht, die Teil der alltäglichen Lebenswelt ist und es vermag, Brücken „zwischen Genres, Generationen, Weltanschauungen, zwischen Geschichte und Zukunft, Profis und Laien, Wirtschaft und Freizeit, Kunst und Bildung“ zu schlagen (ebd.). Heute wird ‚Soziokultur‘ als programmatische Bezeichnung verstanden, die Diskurse, Inhalte, Praxis und Organisationsformen umfasst, welche gesellschaftliches Leben und kulturellen Ausdruck aufeinander beziehen (Bundesverband Soziokultur e. V. 2023a).

Die Genese der Soziokultur ist eng verknüpft mit der westdeutschen Reform- und Stadtentwicklungspolitik der 1970er Jahre (Deutschlandfunk Kultur 2023). 1973 veröffentlichte der Deutsche Städtetag eine Erklärung mit dem Titel „Bildung und Kultur als Element der Stadtentwicklung“, welche die heute etablierte Position enthielt, dass Kultur(arbeit) einen wesentlichen Beitrag zur Stadtentwicklung leistet (Deutscher Städtetag o. D.). Dies steht paradigmatisch für einen kulturpolitischen Wandel der 1970er Jahre, der den Weg dafür ebnete, was heute als selbstverständlich gilt: Kulturpolitik wird als integraler Teil von Gesellschaftspolitik verstanden. Die gegenwärtige Relevanz und das Potenzial soziokultureller Arbeit in Deutschland spiegelt sich in ihrer Reichweite wider: im Jahr 2017 erreichten soziokulturelle Zentren und Initiativen mit ihrer Arbeit über 13,5 Millionen Menschen (Bundesverband Soziokultur e. V. 2023a). Circa 700 selbstverwaltete Kulturzentren und Initiativen sind translokal durch einen Bundesverband und 14 Landesverbände vernetzt (Bundesverband Soziokultur e. V. 2023a). Sie wirken auch in vielen Bereichen, die nicht im klassischen oder engeren Sinn zum Kulturbereich gehören. Dazu gehören Kinder- und Jugendarbeit, Integration, Bildung und Soziales, Quartiersentwicklung sowie Umwelt- und Nachhaltigkeitsthemen (ebd.).

Das Selbstverständnis der Soziokultur ist, grundlegend demokratisch zu sein, weil sie zum Ziel hat, mehr Beteiligung an alltäglichen künstlerisch-kulturellen und zugleich gesellschaftlichen Prozessen zu ermöglichen (Bundesverband Soziokultur e. V. 2023b). Dabei sollen vor allem jene Menschen involviert werden, die sozial benachteiligt, marginalisiert oder anderweitig an gesellschaftlicher Teilhabe gehindert sind. Kernanliegen soziokultureller Arbeit ist bis heute, nicht-kommerzielle (Frei-)Räume zu schaffen, an denen Bürger*innen aktiv mitgestalten können, sowie Menschen zu erreichen, wo sonst keine Kulturangebote sind, und ihre Themen aufzugreifen (Deutschlandfunk Kultur 2023). Dabei ist es die Teilhabe an einem Prozess, und nicht dessen Produkt, die den vorrangigen Zweck soziokultureller

Arbeit darstellt, wie der Bundesverband Soziokultur betont: „Nicht Produktion und Konsum von Kunst und Kultur stehen bei der Soziokultur im Vordergrund, sondern die aktive Beteiligung“ (2023a).

3.2 Forschungsfragen

Aus den theoretischen Vorüberlegungen im ersten Teil der Arbeit ergeben sich folgende Forschungsfragen und -aspekte, die meine empirische Untersuchung leiten:

Wie wird im Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ präfigurativ in Bezug auf Place gehandelt, um transformativ Stadt zu machen? Wie äußert sich das in den Dimensionen Materialität, Aktivität und Bedeutung?

- Welche positive (utopische) Zukunftsvision verfolgen Akteur*innen für den Stadtteil? Wird der Ex-Sultanmarkt als Ort verstanden, an dem diese Zukunftsvision schon (teilweise) verwirklicht und erfahrbar wird?
- Welche Rolle spielt der Ort für den Stadtteil und seine Entwicklung?
- Wie verstehen beteiligte Akteur*innen ihren Beitrag zur Entwicklung des Quartiers? Wie sehen Außenstehende das Projekt?
- Wie verhält sich das untersuchte Beispiel präfigurativen Placemakings zu anderen Transformationsprozessen rund um das Stadtteilzentrum der Neustadt, die von anderen Akteur*innen (Stadtplanung, privatwirtschaftlichen Akteuren) vorangetrieben werden?

Was sind Chancen und Herausforderungen präfigurativen Placemakings als *Strategie* transformativen Stadtmachens?

3.3 Methodisches Vorgehen

Ein zentraler Bestandteil meiner Arbeit war das Eintauchen in die Lebenswelt der Menschen in der Neustadt, um die dort stattfindenden Placemaking-Prozesse zu untersuchen. Mein methodisches Vorgehen war gezielt darauf ausgelegt, Nähe zum untersuchten Ort und seinen Menschen herzustellen. Mein Vorgehen kann somit im weiteren Sinne als *stadt-ethnographisch* verstanden werden (Eckardt 2014: 184 f.) und schließt, im Sinne der theoretischen Zugänge zu Place, auf welchen diese Arbeit aufbaut, an die Methoden der *Humanistic Geography* an. Der „*people-centred*“ Ansatz der *Humanistic Geography* ist laut Rodaway auf „the subjective experience of people and place, a geography of feeling and emotion, involvement and participation“ ausgerichtet (2007: 263). Rodaway beschreibt die zentralen Merkmale dieses Ansatzes als „a desire to avoid imposing preconceived ideas (concepts, theories) and to get ‘back to the things themselves’“ „[a]n essentially anthropocentric [...] approach in the sense that all meaningful knowledge is understood as that which begins and ends with human ‘intentionality’, that is subjectivity“ sowie ein ganzheitliches Interesse an „complex and dynamic wholes – experiences, places, life-worlds“ (2007: 264).

Um die drei Ebenen von Place – Materialität, Aktivität und Bedeutung – zu untersuchen, wählte ich eine Mischung qualitativer Forschungsmethoden. Den Ebenen von Materialität und sozialer Interaktion näherte ich mich durch die Methode der teilnehmenden Beobachtung. Um die Bedeutungsebene zu untersuchen, führte ich fünf qualitative Forschungsinterviews (vgl. Kapitel 3.3.2.). Darüber hinaus führte ich auch informelle Gespräche, die ich nicht aufzeichnete oder dokumentierte. Spaziergänge durch das Stadtviertel (wie in Anhang I: 4 dokumentiert), sowie das Führen eines Forschungstagebuches begleiteten meinen Forschungsprozess.

3.3.1 Teilnehmende Beobachtung

„Das Beobachten von Menschen in der Stadt ist die Grundidee jeder Stadtforschung“ (Eckardt 2014: 177). Eine spezifische Form der Beobachtung als Methode ist die teilnehmende Beobachtung, die sich ursprünglich aus der Ethnologie stammend (Spittler 2001: 2), mittlerweile als Standardmethode der Ethnographie und Kulturanthropologie, aber auch der soziologischen Feldforschung etabliert hat (Mayring 2016: 81). Ziel dabei ist, größtmögliche Nähe zum Gegenstand zu erreichen und die Innenperspektive von Alltagssituationen erheben zu können (ebd.).

Der Beobachter steht nicht passiv-registrierend außerhalb seines Gegenstandsbereiches, sondern nimmt selbst teil an der sozialen Situation, in die der Gegenstand eingebettet ist. Er/sie steht in direkter persönlicher Beziehung mit den Beobachteten. (ebd.: 80)

Eine solche „dichte Teilnahme“ (Spittler 2001) ermöglicht einen Zugang zur Komplexität des individuellen Erlebens und der Erfahrung, der an den *people-centred* Ansatz der *Humanistic Geography* anknüpft.

Im Zuge meiner Forschung stellte sich schnell heraus, dass der Ex-Sultanmarkt und die Interaktionen und Veranstaltungen, die dort stattfinden, sowie die Menschen, die dort aktiv sind, den Mittelpunkt des soziokulturellen Projekts „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ darstellen. Dieser Mittelpunkt ist allerdings nicht als abgeschlossen oder isoliert zu verstehen, sondern eingebettet und vernetzt im Kontext des Stadtteils Flensburg Neustadt und darüber hinaus. Im Zeitraum von Mitte April bis Anfang Oktober 2023 umfasste meine Forschungsarbeit wiederholte Aufenthaltszeiten vor Ort und teilnehmende Beobachtung bei Veranstaltungen, die ich in Beobachtungsprotokollen und Feldnotizen festhielt (Anhang I). Dies betraf insbesondere die regelmäßigen Treffen des *Kulturrats*, eines neu gegründeten Zusammenschlusses von Aktiven, die sich als Kulturvermittler*innen und Brückenbauer*innen zwischen den diversen gesellschaftlichen Gruppen im Stadtteil mithilfe künstlerischer und kultureller Mittel verstehen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt des *people-centred* Ansatzes der *Humanistic Geography* ist die kritische Selbstreflexion des*r Forschenden als in die untersuchte Situation eingebettete*r Teilnehmende*r (Rodaway 2007: 265). Im Forschungsprozess reflektierte ich kontinuierlich meine Positionalität und die Situiertheit meines Wissens und hielt diese Reflexionen in meinen Forschungsnotizen fest (vgl. z. B.

Anhang I, 4). Dies betraf insbesondere meine Position als cis-männlicher, weißer, akademisch ausgebildeter Deutscher, der kein Arabisch spricht, in einem Stadtteil, der durch vielfältige intersektionale Benachteiligung (zum Beispiel aufgrund von nationaler oder sozioökonomischer Herkunft, Sprache, Bildungsgrad, Religion, Geschlecht) geprägt ist und in dem viele Menschen andere Sprachen als Deutsch als Erstsprache sprechen. Die Flensburger Neustadt, die den Kontext meiner Forschung darstellt, ist zugleich mein Wohnort. Ich bewegte mich also schon vor Beginn meiner Untersuchungen alltäglich im (Um)feld meines Forschungsgegenstandes und brachte deshalb zwangsläufig subjektives Vorwissen und Vorannahmen mit. So verschwimmt eine Trennung von Insider und Outsider, da ich als Bewohner der Neustadt gelebtes, verkörpertes Wissen in den Forschungsprozess einbringe und gleichzeitig von gewissen Strukturen, Communitys und Codes ausgeschlossenen bin.

Meine Rolle als Beobachter im Forschungsprozess ist auf einem Kontinuum zwischen „*observer-as-participant*“ und „*participant-as-observer*“ zu verorten (Eckardt 2014: 180–1). Ich war als Beobachter nicht unsichtbar oder neutral. Von Anfang an kam es zu Interaktionen mit dem Feld. Anfangs überwog meine Rolle als Beobachter. Im Verlauf des Forschungsprozesses änderte sich diese Rolle, da ich Menschen kennenlernte, Vertrauen und Beziehungen aufbaute und dadurch immer mehr von einem Outsider zu einem Insider des Projekts wurde. Bei Treffen des Kulturrats wurde ich vermehrt in meiner Rolle als Bewohner des Stadtteils und als aktiver Teil der Gruppe adressiert, bis hin zu meiner Mitgestaltung einer vom Kulturrat gemeinsam organisierten Veranstaltung (Anhang I, 11). Ziel meines Vorgehens waren sowohl sachliche Beschreibungen als auch „*thick descriptions*“, eine von der ethnographischen Forschung inspirierte Vorgehensweise, bei der eine impressionistische Schreibweise gewählt wird, um Beobachtungen festzuhalten (Eckardt 2014: 184). Solche Passagen habe ich als ‚Szenenbeschreibungen‘ in meine Arbeit eingefügt, um ein lebhaftes Bild des untersuchten Beispiels und des Stadtteils darzustellen und der essenziellen Rolle von Wahrnehmung und Erfahrung in Bezug auf Place Rechnung zu tragen.

3.3.2 Leitfadengestützte Interviews

Um mich insbesondere der Bedeutungsdimension des untersuchten Placemaking-Prozesses und der subjektiven Erfahrungsebene anzunähern, führte ich fünf semi-strukturierte, leitfadengestützte Interviews mit insgesamt sieben Personen. Leitfadengestützte Interviews gehören zu den meistgenutzten Methoden qualitativer Interviewforschung, wobei zahlreiche Unterformen existieren. Diese haben gemeinsam, dass das Gespräch mithilfe eines Interviewleitfadens inhaltlich strukturiert wird. Das leitfadengestützte Interview steht dabei immer in einem Spannungsfeld zwischen Offenheit und Strukturierung (Kruse 2015: 148). Einerseits spiegelt der Leitfaden „Überlegungen des Forschers zu einer spezifischen Problemstellung wider und stellt damit eine Vorab-Konstruktion dar“, in welche der empirischen Arbeit vorangegangene theoretische Ideen und Gedanken einfließen (Matissek u. a. 2013: 167). Vorrang bei der Erhebung des Materials hat jedoch „stets die Offenheit und die Ermöglichung eines Freiraumes für die ‚eigensinnigen‘ Relevanzsetzungen der Befragten“ (Kruse 2015: 214).

Semi-strukturierte Interviews zielen darauf ab, dass eine Nichtbeeinflussung des Interview-Partners und die Rekapitulation seiner Sichtweise im Vordergrund stehen. [...] Es geht dabei um die Erkundung der persönlichen Einschätzung und dies im Kontext der spezifischen Situation des Interviewten. (Eckardt 2014: 172)

Bei der Erstellung meines Leitfadens orientierte ich mich deshalb am von Helfferich postulierten Grundsatz „So offen wie möglich, so strukturiert wie nötig“ (Helfferich 2004: 670).

Eine Herausforderung bei dieser Vorgehensweise ist es, flexibel zu bleiben und der Relevanzsetzung der befragten Person zu folgen, damit das Grundprinzip der Offenheit gewahrt wird. Dafür sind die Formulierung der Fragen sowie die kommunikative Grundhaltung des Interviewenden relevant (Kruse 2015: 211). Für die Leitfadenerstellung wurde die von Helfferich (2004) vorgeschlagene SPSS-Methode genutzt, bei der zunächst Fragen gesammelt, dann geprüft, (aus)sortiert und subsumiert werden (= SPSS). Ich gestaltete meinen Leitfaden mit nur wenigen, erzählgenerierenden Hauptfragen und optionalen konkreten Nachfragen, um das Gespräch ggfs. stärker zu strukturieren und thematisch zu fokussieren. Aufgrund der Offenheit der Fragestellung diente der Leitfaden vor allem als thematisches Fragegerüst, welches ich flexibel an die Erzählungen und die von den Interviewten gesetzten Schwerpunkte anpassen konnte. Der Vorteil einer solchen „Verzahnung von Strukturierung bzw. Fokussierung und Offenheit“ kann eine einfachere Vergleichbarkeit mehrerer Interviews sein (Kruse 2015: 224 f.). Die von mir gewählte Struktur des Leitfadens konnte als Grundlage der Kategorienbildung im Auswertungsprozess dienen.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen, das Sampling, erfolgte bewusst kontrastierend nach dem Prinzip der maximalen Variation, um die Heterogenität verschiedener Positionen und Perspektiven im Hinblick auf die den untersuchten Ort abzubilden (Kruse 2015: 241 f.). Dabei ist der „Bedeutungszusammenhang“ (ebd.: 246), dass alle Interviewten einen starken Bezug zur Neustadt haben, weil sie dort leben oder gelebt haben, arbeiten, oder weil sie im Ex-Sultanmarkt aktiv sind. Außer Vertreter*innen des Vereins 8001 als Initiator des Projekts interviewte ich Aktive im Ex-Sultanmarkt, die ich im Rahmen meiner Teilnahme an Treffen des Kulturrats kennenlernte. Außerdem interviewte ich zwei im Verhältnis zum Projekt außenstehende Personen. Einerseits eine im Projekt völlig unbeteiligte Person, die bereits seit über 30 Jahren im Stadtviertel arbeitet und im Flensburger Norden lebt. Außerdem interviewte ich den Quartiersmanager, der für die städtische Sanierungsgesellschaft IHRSAN arbeitet und die Stadtverwaltungsperspektive repräsentiert. Beide außenstehenden Personen wählte ich, um spezifische Schilderungen zur Entwicklung des Stadtteils zu erhalten, die nicht durch die Perspektive des untersuchten Projekts beeinflusst sind. Die einzelnen Interviewpartner*innen stelle ich in Kapitel 3.3.3 ausführlicher vor. Das Sampling ist durch den begrenzten (Zeit-)Rahmen meiner Arbeit limitiert. Es wäre wünschenswert, noch mehr Vertreter*innen verschiedener Bevölkerungsgruppen im Stadtteil oder auch Personen aus der Kommunalpolitik zu interviewen und so weitere Perspektiven abzubilden.

Ich führte fünf Interviews mit insgesamt sieben Personen, davon drei Einzelinterviews und zwei Doppelinterviews, die sich im Verlauf der Forschung ergaben. Im Fall von Frank und Azadeh (Interview 2) wünschte sich Frank explizit, nicht allein interviewt zu werden, da er nicht die alleinige Sprecherrolle für das Projekt einnehmen wollte, wie er mir im Zuge der Terminabsprache mitteilte. Er bat deshalb darum, das Interview gemeinsam mit seiner Kollegin Azadeh zu führen. Dies war insofern fruchtbar für den Forschungsprozess, als dass Frank und Azadeh unterschiedliche Positionen und Perspektiven, sowohl in Bezug auf das Projekt als auch darüber hinaus repräsentieren. Im Fall von Muriel und Elvira (Interview 5) kam die Doppelinterviewsituation zufällig zustande. Das Interview war ursprünglich nur mit Muriel vereinbart, fand aber im Anschluss an einen DaZ-Theater-Workshop mit Kindern im Ex-Sultanmarkt statt, bei dem auch Elvira anwesend war. Diese äußerte wiederholt ihr Interesse, dem Gespräch beizuwohnen, möglicherweise, weil sie selbst zum Thema Armut und Stadtentwicklung promoviert hat und sich für mein Forschungsprojekt interessierte. Die Differenz zwischen den beiden Interviewten ist in diesem Fall nicht so markant. Sie repräsentieren im Feld der von mir ausgewählten Interviewten beide die Perspektive von Personen, die den Ex-Sultanmarkt professionell nutzen, um dort Angebote durchzuführen. Außerdem haben beide einen Migrationshintergrund aus dem europäischen Ausland und sind Bewohnerinnen der Neustadt. Dennoch ist die zusätzliche subjektive Perspektive interessant, weil Elvira aufgrund ihrer professionellen und persönlichen Umstände einzigartige Einsichten teilen konnte.

Alle Interviews wurden persönlich im September und Oktober 2023 geführt. Von allen Interviews wurden vollständige Transkripte angefertigt. Als Transkriptionsleitfaden habe ich die „inhaltslich-semantische Transkription“ nach Dresing und Pehl (2018) befolgt. Der Interviewer ist mit dem Buchstaben „I“ und die Befragten mit dem Buchstaben „B“, bzw. bei mehreren Befragten mit „B1“ und „B2“ gekennzeichnet. Nach jedem Gespräch fertigte ich ein Postskriptum mit Notizen zum Gesprächsverlauf, Beobachtungen und theoretischen Überlegungen an. Darin wurden auch Dinge festgehalten, die ggfs. nach dem offiziellen Ende der Aufzeichnung noch zur Sprache kamen. Wenn ich im Folgenden auf die Interviews verweise oder direkt daraus zitiere, markiere ich dies mit einem Verweis auf das entsprechende Interview und den jeweiligen, im Transkript nummerierten Absatz. Dabei nutze ich die Abkürzung I1, I2, I3, usw., um mich auf die jeweiligen Interviews zu beziehen. Ein Zitat aus Absatz 17 in Interview 1 wird beispielsweise mit (I1: 17) gekennzeichnet.

Vorstellung der Interviewpartner*innen

Interview 1: Dieter – Quartiersmanager für die städtische Sanierungsgesellschaft

Dieter (63, deutsch)³⁰ ist Diplomsozialpädagoge und arbeitet seit 1989 für die Stadt Flensburg. Seit 2004 ist er im Rahmen des Förderprogramms „Soziale Stadt“ für die städtische Gesellschaft für

³⁰ Alle Namen wurden geändert. Für Angaben zu Alter, Herkunft/Nationalität, Wohnort und Beruf/Qualifikation nutze ich die von den Interviewten selbst angegebenen Informationen. Die Möglichkeit einer vollständigen

Stadterneuerung IHR SAN als Quartiersmanager für das Gebiet Neustadt tätig. Außerdem wohnt er seit 1999 im Flensburger Norden (I1: 4-6). Dieter steht offiziell als Repräsentant der Stadtverwaltung außerhalb des untersuchten Projekts. Durch seine langjährige Tätigkeit im Stadtteil ist er gut vernetzt mit den Menschen, Vereinen und Institutionen vor Ort. Sein Büro liegt im Stadtteilhaus, wo auch der Verein 8001 angesiedelt ist. Er ist vertraut mit dem UTOPOLIS-Projekt und den Prozessen und Angeboten im und um den Ex-Sultanmarkt, der als Gebäude der Stadt gehört und von der IHR SAN verwaltet wird (I1: 34-36). Vermutlich aus seiner Verwaltungsperspektive resultierend, äußerte sich Dieter im Interview wenig persönlich und auf alltägliche Erfahrungen bezogen. Viele seiner Antworten beziehen sich auf Verwaltungsstrukturen, sozialräumliche Arbeit und das Programm „Soziale Stadt“. Erst im Anschluss an den offiziellen Teil des Interviews, nach Beendigung der Tonaufnahme, wurde das Gespräch lockerer und er berichtete mehr über seine persönliche Beziehung zur Neustadt. Dieter bewertet die soziale Entwicklung des Stadtteils nach über 20 Jahren Förderung im Programm „Soziale Stadt“ insgesamt als kritisch: „Also das Zusammenleben, das soziale Zusammenleben, man muss einfach ganz klar sagen, dass eigentlich sich die soziale Situation der Menschen nicht unbedingt verbessert hat“ (I1: 54).

Interview 2: Frank und Azadeh – Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“

Frank (68, deutsch) ist gelernter Kaufmann und Kulturmanager. Er sagt, er habe den Großteil seines Flensburger Lebens in der Neustadt verbracht, da er in der Vergangenheit mehrfach in der Neustadt gewohnt habe und seit 2009 mit Kunst- und Kulturprojekten im Stadtteil engagiert sei (I2: 7). Frank ist erster Vorsitzender des Vereins Kunst und Kulturbaustelle 8001 e. V. und sowohl administrative als auch künstlerische Leitung des Projekts „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“. Damit hält er eine Schlüsselrolle im organisatorischen Gefüge des Projekts inne, mit der auch Widersprüchlichkeiten und mögliches Konfliktpotenzial verbunden sein können, was ich unten diskutieren werde.

Azadeh (26, deutsch mit türkischem Migrationshintergrund) ist Studentin und arbeitet im Rahmen des Projekts UTOPOLIS für den Verein 8001. Sie betreut den Kulturrat und leitete zwei Kunstprojekte mit Schüler*innen aus dem Stadtteil. Außerdem stellt sie ihre eigene Kunst aus. Azadeh lebt seit sechs Jahren in Flensburg, allerdings nicht in der Neustadt. Dorthin kam sie anfangs nur, um spezielle Lebensmittel, die sie in anderen Supermärkten nicht kaufen konnte, in den ortsansässigen Läden zu kaufen (I2: 60). Über ihre Arbeit hat sie viele Einblicke in die lokale Community erhalten und fühlt sich mittlerweile als Teil der Neustadt (I2: 188). Azadeh sagt, sie könne die Herausforderungen eines benachteiligten Stadtteils wie der Neustadt aus eigener Erfahrung nachvollziehen (ebd.).

Interview 3: Adil – Palästinensischer Verein

Adil (51, deutsch-palästinensisch), Büro-Kaufmann für Büromanagement sowie Sprach- und Kulturmittler, sagt, er habe seit er nach Flensburg gekommen ist eine enge Verbindung zur Neustadt. Er hat in

Anonymisierung der Daten wurde mit allen Interviewpartner*innen sowohl vor als auch nach den Interviews besprochen.

der Vergangenheit lange in der Neustadt gewohnt und sieben Jahre dort gearbeitet. Auch wenn er heute in der Altstadt wohnt, ist er weiterhin oft und gerne in der Neustadt, um dort in arabischen Läden einzukaufen oder seine Freunde zu treffen (I3: 2-4). Außerdem bezeichnet er sich selbst als aktiv im Ex-Sultanmarkt. Der palästinensische Kulturverein, in dem Adil ehrenamtlich engagiert ist, nutzt den Ex-Sultanmarkt für Veranstaltungen und Projekte. Dazu gehören zum Beispiel arabische Büchermessen, eine Kindertheatergruppe, das Einladen palästinensischer Künstler, um ein Wandbild auf der Außenseite des Ex-Sultanmarktes zu gestalten, und die Nutzung des Raums für Deutschunterricht für Frauen aus der palästinensisch-arabischen Community (I3: 22, 36).

Interview 4: Silke – Alteingesessene im Flensburger Norden

Silke (53, deutsch)³¹ arbeitet seit 33 Jahren im Dienstleistungsgewerbe in der Neustadt. Sie hat lange im Stadtteil gewohnt und lebt noch immer im Flensburger Norden. Silke fand die Diversität in der Neustadt von Anfang an faszinierend, weil sie damit vorher keine Berührungspunkte hatte (I4: 2), fühlt sich aber heute zunehmend entfremdet und gegenüber den Neuankömmlingen in der Minderheit. Sie beklagt, dass man sich heute im Gegensatz zu früher nicht mehr kenne und begegne und wünscht sich wieder mehr Mischung für den Stadtteil (I4: 14-16). „Es war immer etwas Besonderes, in der Neustadt zu sein, aber das ist eben wirklich in den letzten Jahren einfach anders geworden.“ (I4: 2) Silkes Schilderungen zeugen vom starken strukturellen Wandel der Neustadt in den vergangenen Jahrzehnten (Rückgang des Einzelhandels, Deindustrialisierung, Fluktuation der Bevölkerungsstruktur). Silke hat keine Verbindung zum Projekt UTOPOLIS und weiß wenig über den Ex-Sultanmarkt, weil sie nicht „in der Kunstszene“ ist, wie sie selbst einräumt (I4: 36). Im Bereich um die Walzenmühle hält sie sich nicht auf.

Interview 5: Muriel und Elvira – DaZ-Theater mit Grundschulkindern im Ex-Sultanmarkt

Muriel (40, deutsch und französisch) ist Theaterpädagogin und nutzt den Ex-Sultanmarkt für wöchentliche Theater-Workshops mit Kindern der DaZ-Klassen der lokalen Ramsharde Grundschule. Viele dieser Kinder sind als Geflüchtete nach Flensburg gekommen. Muriel lebt seit 20 Jahren in Flensburg. Sie ist vor einigen Jahren mit ihrer Familie gezielt in die Neustadt gezogen, weil sie gerne näher am Strand und ihren Schwiegereltern leben wollte (I5: 17). Muriel beschäftigt sich schon lange mit der Frage, was es heißt, als Ausländer*in in Deutschland zu leben:

[W]eil ich bin ja auf eine bestimmte Art selber eine Migrantin, ich habe aber ganz andere Voraussetzungen. Ich wurde auch nie als Migrantin wahrgenommen, weil ich ja Französin/Franzosen sind ja keine Migranten, anscheinend. Und ich natürlich ganz/ Es gibt vieles, was die Menschen hier im Stadtteil an Problematiken mit sich, mit ihrem Leben haben, die ich niemals haben werde. Und ich kann auch nicht verstehen, was das ist. (I5: 17)

³¹ In Absprache mit der Befragten wurde dieses Interview anonymisiert. Dafür wurde der Name der Person durch einen frei erfundenen ersetzt und einige Textpassagen geringfügig angepasst, ohne dabei ihren Sinngehalt zu verändern.

Auf Grundlage dieser Auseinandersetzung hat Muriel angefangen, theaterpädagogisch mit Kindern rund um das Thema Sprache zu arbeiten. Sie wünscht sich explizit, dass die deutsche Sprache als gemeinsamer Nenner sowohl im Ex-Sultanmarkt als auch in der Neustadt anerkannt und praktiziert wird (I5: 58).

Elvira (40, italienisch) hat Arabisch und Islamwissenschaft studiert, in Ägypten zum Thema Armut und Stadtentwicklung promoviert (I5: 13), ist derzeit Sozialpädagogin in Ausbildung und arbeitet als Integrationsfachkraft an der Grundschule Ramsharde in der Neustadt. Elvira wohnt, seit sie vor fünf Jahren nach Flensburg gekommen ist (I5: 29), in der Neustadt und findet, das sei der „richtige Stadtteil“ für sie, weil er interkulturell sei, viele Menschen Arabisch sprechen und es „nicht so zu viel deutsch“ sei (I5: 13). Sie beschreibt ihre Verbindung zur Neustadt als tief, sowohl persönlich als auch professionell (I5: 5). Aufgrund ihrer Sprachkenntnisse konnte Elvira in der Neustadt, schon bevor sie Deutsch lernte, trotzdem leicht mit Menschen auf Arabisch oder Englisch kommunizieren. Durch ihre Arbeit an der Schule und ehrenamtliches Engagement für die Flüchtlingshilfe und das Frauenhaus kennt Elvira viele Familien im Stadtteil (I5: 7-9) und sagt, sie habe einen guten Überblick über Themen, die für die Menschen im Quartier relevant sind (I5: 13). Elvira betreut zusammen mit Muriel die DaZ-Theater-Gruppe im Ex-Sultanmarkt. Beide sind durch ihren biografischen als auch ihren professionellen Hintergrund in besonderem Maße sensibilisiert für die Belange der Neustadt und ihre Bevölkerung.

3.3.3 Qualitative Inhaltsanalyse

Das Analyseverfahren der vorliegenden Arbeit basiert im Wesentlichen auf der von Kuckartz (2016: 97 ff.) beschriebenen inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse. Dies ist ein Vorgehen, um Material auf eine Fragestellung hin systematisch auszuwerten, indem Textstellen regelgeleitet einem Kategoriensystem zugeordnet werden. Die Auswertung anhand der qualitativen Inhaltsanalyse folgt einem klaren Schema, welches die Methodik und Interpretation möglichst systematisch und nachvollziehbar gestalten soll: Ausgehend von Forschungsfrage und Theorie werden die Analyseeinheiten festgelegt (im Falle dieser Arbeit: Interviews, Beobachtungsprotokolle und Forschungsnotizen) und dann thematische und analytische Kategorien gebildet, um das Material aufzubrechen. Dies kann deduktiv anhand einer „A-priori-Kategorienbildung“ (ebd.: 64) oder aber induktiv direkt am Material (ebd.: 72) erfolgen. Auch Mischformen der Kategorienbildung sind ein übliches Vorgehen der qualitativen Inhaltsanalyse (Kuckartz 2016: 47, 52). Es folgt die Zuordnung von relevanten Textteilen zu Kategorien, die Aufbereitung des Materials und schließlich die Auswertung und Interpretation.

Für meine Arbeit wählte ich eine *deduktiv-induktive* Vorgehensweise der Kategorienbildung (vgl. Kuckartz 2016: 95). Auf der Grundlage meines Gesprächsleitfadens sowie meiner theoretischen Auseinandersetzung mit den Themen Place, Placemaking und präfigurativ-politischem Handeln bildete ich vor der Auswertung Kategorien, die als Ausgangspunkt und Suchraster für die Strukturierung des Materials dienten. Bei der darauffolgenden sequenziellen Analyse des gesamten Materials, die ich computergestützt mithilfe des Programms MAXQDA durchführte, wurden diese Kategorien präzisiert und

ausdifferenziert und induktiv neue Kategorien und Subkategorien auf Basis des Materials hinzugefügt. Dabei handelte es sich um einen iterativen und zirkulären Prozess. Das Kategoriensystem wurde im Auswertungsprozess laufend angepasst, um der Komplexität des Untersuchungsgegenstands gerecht zu werden und Offenheit gegenüber dem untersuchten Phänomen zu gewährleisten. So entstand ein Kategoriensystem, das ich mit den jeweiligen Kategoriendefinitionen und Ankerbeispielen in einem Kategorienleitfaden festgehalten habe. Die so kodierten und extrahierten Materialsegmente analysierte ich anschließend kategorienbasiert, wobei ich vor dem Hintergrund der theoretischen Vorüberlegungen relevante Zusammenhänge und Unterschiede zwischen den einzelnen Fällen herausarbeitete (Kuckartz 2016: 147f.). Diese Vorgehensweise entlang der Haupt- und Subkategorien diente auch als Basis der Strukturierung und Darstellung meiner Ergebnisse (vgl. Kapitel 4).

3.3.4 Berücksichtigung weiterer Materialien

Die vom Verein 8001 herausgegebene Stadtteilzeitschrift „Trafo“ und „Super Trafo“, sowie die online einsehbare Dokumentation des Projekts wurden als Quellen herangezogen, um mehr über die vielfältigen Veranstaltungen und Angebote sowie die Eigendarstellung des Projekts zu erfahren. Sie dienen der Dokumentation (und Kommunikation) der vielfältigen Formate, die im Rahmen des Projekts „UTOPO-LIS – Transformation in der Neustadt“ stattfinden und stellen selbst einen Akt der Bedeutungsproduktion dar, der Teil des untersuchten Placemaking-Prozesses ist (vgl. Kapitel 4.2.3). Die Berücksichtigung dieses Materials ergänzt den *people-centred* Ansatz meiner Forschung. Es konnte jedoch aus Gründen der zeitlichen Limitation des Forschungsvorhabens nicht systematisch nach dem oben beschriebenen Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet werden.

4. Ergebnisse

In diesem Kapitel stelle ich die Ergebnisse meiner Fallstudie vor. Zunächst rekonstruiere ich aus den schillernden und vielschichtigen Erzählungen der Befragten ein Bild der Neustadt und der Themen, die den Stadtteil aus Sicht der Befragten prägen. Dabei gehe ich davon aus, dass sich in dem von mir erhobenen Material subjektive *senses of place*, bzw. ein kollektiver *sense of place* der Neustadt erkennen lassen (vgl. Kapitel 2.2.1).³² Anschließend wende ich mich dem Prozess des präfigurativen Placemakings zu und untersuche, wie in dem Projekt präfigurativ in Bezug auf die Dimensionen Materialität, Aktivität und Bedeutung gehandelt wird. Dabei ziehe ich Verbindungslinien zu den zuvor herausgearbeiteten vier Themensträngen sowie zu den in Kapitel 2 vorgestellten theoretischen Konzepten.

³² Meine Beschreibung dessen kann aufgrund der prozesshaften, emergenten Natur von Place zwangsläufig nur eine unvollständige Momentaufnahme sein, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder eine ‚objektive Wahrheit‘ vertritt. Sie ist vielmehr ausdrücklich durch meine subjektive Perspektive als Forscher und Bewohner der Neustadt geprägt, was ich im Forschungsprozess kontinuierlich reflektiere (z. B. Anhang I: 3).

4.1 Sense(s) of Neustadt

Die Erzählungen der Interviewten ergeben ein vielstimmiges Mosaik aus Perspektiven auf den Stadtteil und damit den Kontext, in dem sich das Untersuchungsbeispiel befindet und den es verändert. Aus dem Material ergeben sich vier für diese Arbeit besonders relevante Themenstränge, anhand derer ich die folgende Darstellung gliedere: Multikulturalität, Marginalisierung, Stadt(teil)entwicklung und Zukunftsvisionen. Das untersuchte Placemaking findet im Spannungsfeld dieser Themenstränge statt.

4.1.1 Multikulturalität

Alle Befragten äußern zunächst eine überwiegend positive Grundhaltung zur Neustadt und bringen zum Ausdruck, dass sie sich dort wohlfühlen (I1: 8; I2: 14-17; I3: 14; I5: 5). Für Adil ist sie ein „lebendiger Stadtteil“ (I3: 14) und auch Dieter hebt dies als positives Wesensmerkmal der Neustadt hervor: „Also es ist schon ein bisschen lebendig auch in diesem Stadtteil zu leben. Es ist nicht so der klassische Schlafstadtteil, sondern es ist halt ein bunter Stadtteil“ (I1: 10). Buntheit und Lebendigkeit sind positive Beschreibungen für die im Stadtteil vorherrschende multikulturelle Vielfalt, die auch Elvira positiv hervorhebt:

Also ich freue mich sehr, [...] in einem interkulturellen Stadtteil zu wohnen, und ich freue mich ähm, also versteht bitte das nicht blöd, dass es nicht so zu viel deutsch wird, hier im Stadtteil. Ich fühle mich hier total wohl, und ich freue mich auch, dass ganz viele arabisch sprechende Menschen da sind. (I5: 5)

Für Frank ist der Stadtteil „im Kern total friedlich, ähm angenehm multikulturell“ (I2: 68). Muriel schätzt an der Neustadt, dass sie als französische Migrantin, im Gegensatz zu ihrer sonstigen Erfahrung in Deutschland, nicht nach ihrer Herkunft gefragt wird (I5: 17).

Doch Diversität und Multikulturalität werden auch kritisch betrachtet und bergen Konfliktpotenzial. Insbesondere Silkes Schilderungen spiegeln verbreitete – teils populistische – Positionen der aktuellen gesamtgesellschaftlichen Debatte um Einwanderung und Integration wider. Sie sagt zwar einerseits, die Menschen in der Neustadt zeichneten sich durch Offenheit und Toleranz aus (I4: 74-76), andererseits steht sie „Multikulti“ jedoch kritisch gegenüber. Für sie stellt die „Masse“ (I4: 20) der Migrant*innen ein Problem dar:

Ich finde Multikulti hat super funktioniert, aber jetzt sind wir die Minderheit, und das sehe ich also wirklich als Problem an oder so. Also es ist einfach ZU viel geworden, so. (I4: 6)
[S]ie haben es so vereinnahmt irgendwie, also dass sie/ Ich glaube, sie sehen es einfach als ihr Stadtviertel an. Sie sind ja auch die, die sind ja auch mehr. (I4: 56)

Sie schildert ein Gefühl der Entfremdung und beklagt, dass man sich heute im Vergleich zu früher nicht mehr kenne, begegne und berühre (I4: 4, 6, 20, 54). Während man sich früher auf der Straße oder im Laden getroffen und ausgetauscht habe und so auch die Geschichten der Zugewanderten kennengelernt habe (I4: 2, 22), fühlt sie sich heute nicht mehr zugehörig (I4: 8) und „wie Luft“ (I4: 82).

Ich sag zwar noch Moin, wenn ich hier irgendwie jemand treffe, aber es kommt ja auch nichts nichts mehr zurück. [...] Das ist ja schon lange, aber so, ähm ich sag jetzt so durch die Flüchtlingsbewegung, also 2015, ist es halt noch extremer geworden. (I4: 22)

Silke konstruiert eine klare Gegenüberstellung eines „Wir“, womit sie deutsche Einzelhändler*innen, Familien und Alteingesessene meint (I4:18-20, 22, 48), und eines „Die“, das vornehmlich muslimische Migrant*innen zu beschreiben scheint.³³ Aus ihrer Perspektive bilden die zugewanderten Menschen eine „Parallelgesellschaft“ (I4: 6, 8), „und das macht uns alten Neustädtern oder uns hier echt so ein bisschen zu schaffen“ (I4: 6). Sie wünscht sich positivere Berichterstattung in der Presse und mehr Vorschläge, wie interkulturelle Mischung und Begegnung wieder stattfinden kann.

Aber nicht dieses Schöngerede, „Das ist doch Multikulti, ist alles ganz toll in der Neustadt“. Nee, ist es nicht. Also weil Multikulti findet nicht statt, weil der Kern irgendwie so ein bisschen fehlt, also da irgendwie. Das wäre halt wirklich, das wäre schön, also wenn man irgendwie so ein bisschen, wenn man das Gefühl hätte, dass wir irgendwie auch noch mit dazu gehören. (I4: 68)

Auch andere Interviewte sprechen die potenziellen negativen Aspekte abgeschlossener Gruppen im Stadtteil an. Dieter bewertet geschlossene kulturell-religiöse Gemeinschaften und ihren starken Einfluss auf die individuelle Entwicklung ihrer Mitglieder kritisch und hinterfragt, ob die dort vermittelten Werte, zum Beispiel zu Fragen der „Gleichheit der Geschlechter“, immer mit den Werten der hiesigen Gesellschaft kompatibel seien (I1: 24). Auch Muriel kritisiert den großen Einfluss religiöser Instanzen und Gemeinschaften auf das soziale Leben, insbesondere wenn darüber Konflikte aus den Herkunftsländern mitgebracht und reproduziert werden (I5: 56). Ihrer Meinung nach sollten diese Gruppen nicht einfach sich selbst überlassen werden:

[D]ass man da nicht einfach sagt, macht euer Ding und wir interessieren uns gar nicht dafür. Weil sonst kommen alle so, irgendwann kommt man dann gar nicht mehr in Berührung und ja. [...] Es gibt bestimmte Leute, die das als gefährlich betrachten, und ich glaube, die haben nicht Unrecht, wenn jeder immer nur in seiner eigenen Küche kocht und nicht den Blick für den anderen entwickelt. (I5: 56)

Muriel betont, es brauche deshalb offene Orte im Stadtteil, damit lokale Communitys sich dort ausdrücken und Feste feiern können und so als Teil der Stadtgesellschaft sichtbar werden (ebd.). Azadeh gibt zu bedenken, dass geschlossene Gemeinschaften auch ein Schutzmechanismus sein können. „[D]as kann auch gut sein für bestimmte Leute in den Communitys, es kann aber halt auch komplett in die Hose gehen“ (I2: 218).

³³ Silkes Position dient als Kontrastfolie zu den Ansichten und Positionen der Befragten, die im Projekt aktiv sind. Auch wenn keine Verallgemeinerung vorgenommen werden kann, ist anzunehmen, dass ihre Ansichten nicht unüblich sind.

4.1.2 Marginalisierung

In allen Interviews findet sich die Meinung, dass der Stadtteil und seine Menschen vom Rest der Stadt isoliert sind und von Politik, Verwaltung, aber auch von der restlichen Stadtbevölkerung nicht genug beachtet, ignoriert oder vergessen werden (I2: 66, 155; I4: 12; I5: 15, 55, 77, 84). Ich fasse dies unter der Kategorie „Marginalisierung“ zusammen. Darunter fallen sowohl das subjektive und kollektive Gefühl, marginalisiert zu werden, als auch die Position des Stadtteils im politischen, symbolischen und geografischen Gesamtgefüge der Stadt. Azadeh drückt dies so aus:

[I]rgendwie ist die Neustadt nicht so gut an in Flensburg angebunden. Also ich habe das Gefühl, dass das Nordertor so die Grenze ist und ja und dann kommt halt das, was die Leute meistens irgendwie vergessen. Aber ich sage mal so, das kann auch irgendwie, oder das ist auch irgendwo eine Chance, sag ich mal, auch vergessen zu sein, weil man dann irgendwie gefühlt ähm wachsen kann, ohne dass jemand guckt. [...] Also ich sehe da auch große Potenziale drin, aber ist natürlich auch irgendwie ein bisschen schade, dass gerade von der Verwaltung, also von der Stadt Flensburg aus, die Neustadt halt echt irgendwie so, also kommt mir zumindest so vor, der Letzte/ Also das ist so das, was worüber die da als Letztes nachdenken. (I2: 66)

Auch Elvira stört der Eindruck, dass der Stadtteil von der Politik ignoriert werde, aber dass auch Bewohner*innen anderer Stadtteile nicht wüssten, was in der Neustadt alles passiert (I5: 15). Sie führt dies darauf zurück, dass es schwerfalle, „interkulturell zu arbeiten, ja oder oder mit Menschen mit einem kulturellen Unterschied umzugehen“ (I5: 55). Frank ist der Meinung, der Stadtteil und seine Menschen würden nicht ernst genommen (I2: 70). Aus Silkes Sicht werden Problemlagen auf die Neustadt abgeschoben. Für sie zeigt dies ein Desinteresse seitens Politik und Verwaltung.

Die wissen ja, dass hier ein sozialer Brennpunkt ist. Aber es wird alles noch mehr hier hingeschoben. [...] Ich glaube irgendwie, dass die also das schon wissen. Aber ich weiß nicht, ob das große Interesse da ist. (I4: 12-14)

Quartiersmanager Dieter teilt diese Beobachtung mit Blick auf die Verteilung von Geflüchteten auf das Stadtgebiet.

Das hat eigentlich so auch die Jahre 2015, 2016 und auch jetzt wieder die Krisenzeit mit dem Ukrainekrieg auch gezeigt, dass in der Flüchtlingsfrage wird halt sehr stark ähm halt immer wieder auch die Problematik in die Neustadt verlagert, ne. (I1: 24)

Er bemängelt, dass dies „zu einer sehr einseitigen Integrationssituation“ führe, welche die Lebenssituation im Quartier negativ beeinflusse (ebd.). Er wünscht sich, dass die Integration von Neuankömmlingen als eine Leistung des Stadtteils anerkannt und durch verstärkte finanzielle Förderung seitens der Stadt honoriert wird (I1: 52).

Muriel artikuliert eine weitere Dimension von Marginalisierung im Stadtteil. Sie weist auf die politische Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit, bzw. die Abkopplung der lokalen Communitys von demokratischen Prozessen hin und vermutet, dass es der Bevölkerung im Stadtteil an politischer Repräsentation und Durchsetzungskraft fehle.

[A]lso ich würde das schon damit in Zusammenhang bringen, dass die hier keine Stimmen/ Also die meisten Mitbürger in der Neustadt wählen ja nicht. Aber auch nicht für die Kommunalwahl, weil es sind ja keine, also viele sind ja keine EU-Bürger. Das heißt die dürfen ja gar nicht wählen. [...] Das ist schon eine Frage, die man sich stellen könnte, ab wann ein Mensch, der in einem Ort lebt, wählen dürfte, zumindest auf so einer Ebene. Weil ich schon für mich, das wird wahrscheinlich niemals ein Politiker mir offen sagen, „Klar, die Neustadt ist uns egal, weil wir da keine Wähler haben.“ Also (lacht) das glaube ich nicht, dass jemand das jemals so sagen wird. Aber ich denke schon, dass es eine Rolle spielt, dass da die Lobby für die Neustadt ist ja natürlich nicht da, weil die Leute nicht diese Strukturen kennen, nicht wählen und so weiter. (I5: 77)

Eine weitere Thematik, die ich an die Kategorie „Marginalisierung“ angliedere, ist der schlechte Ruf, bzw. das negative Image der Neustadt (I1: 42; I2: 66). Silke sagt, die Neustadt sei als Arbeiter*innenstadtteil „schon immer so ein bisschen verrufen“ gewesen (I4: 6), das Image habe sich aber in den letzten Jahren verschlechtert (I4: 76-78). Dieter berichtet:

Also es gab schon auch Studentengruppen, denen hat man eher abgeraten, nicht in die Neustadt zu gehen [...], weil hier alles ja so schlimm ist, das wurde vielfach [...] berichtet, an der Uni erzählt, sollte man lieber nicht hierher gehen und hier wohnen. (I1: 40)

Mehrere Befragte erzählen, dass sie manchmal das Gefühl haben, sich rechtfertigen zu müssen, warum sie in der Neustadt leben oder arbeiten (I4: 6, 72; I5: 17). Muriel berichtet von ihrer Entscheidung, in die Neustadt zu ziehen:

[U]nd es haben tatsächlich immer noch, vor drei Jahren, als wir Freunden gesagt haben, wir haben eine Wohnung, wir ziehen in die Neustadt, uns angeguckt und „Hä? Was wollt ihr in der Neustadt? Warum zieht ihr dort hin?“ Also es hat immer noch diesen Ruf bei den Flensburgern, die hier lange leben, von „Hä, geht gar nicht, der Stadtteil.“ (I5: 17)

Dieter und Silke sagen, dass die Berichterstattung in der Presse zu negativ sei und zum schlechten Image des Stadtteils beitrage:

Vielfach gerade so Presseorgane hängen sehr stark am negativen Image. Die wollen auch immer gerne diese Zuschreibung/ also alles, was skandalös ist, wird sehr super gerne gebracht, aber so aber so ähm positive Fortschritte, [...] wird eher seltener darüber berichtet. (I1: 42)

Also wenn jetzt irgendwie in der [...] Neustadt etwas stattfindet, dann so „Oh, der Pate der Neustadt“ – also da wird dann gleich irgendwie hier, ne. Und wenn jetzt eine Tankstelle in Mürwik überfallen wird, ist es anders. Also das ist auch was, was ich also teilweise echt ein bisschen doll finde, [...] also es ist dann auch mal so ein bisschen reißerisch gemacht. (I4: 12)

Alle Interviewten sind sich einig, dass der schlechte Ruf ungerechtfertigt ist und dem Stadtteil lediglich von außen angehängt werde.

4.1.3 Stadt(teil)entwicklung

Der Großteil der Befragten äußert Frustration oder Verwunderung über den von der städtischen Sanierungsgesellschaft verwalteten Sanierungs- und Entwicklungsprozess des Stadtteils (I2: 70; I3: 16; I4: 6,

8; I5: 91, 98; vgl. Kapitel 3.1.1). Dies bezieht sich vor allem auf die geplanten Bauvorhaben rund um das „Stadtteilkernzentrum“ (I1: 26) an der Walzenmühle sowie das Wohnquartier Schwarzenbachtal, wo 480 neue Wohneinheiten entstehen sollen (ebd.). Frank bezeichnet den langjährigen Prozess als „Sanierungsbombe“ (I2: 27), weil dadurch ein ehemals lebendiges Stadtteilzentrum zerstört worden sei und die geplante Entwicklung auf sich warten lasse. Heute ist das Gebiet um die Walzenmühle durch leerstehende Gebäude und Brachflächen gekennzeichnet (I2: 29; Anhang I: 4).

[Die Neustadt] leidet tatsächlich unter dem, was sie verbessern soll, nämlich unter der Sanierung. Weil ja auch in so einer Sanierung, in so einer Transformation, wird ja auch viel zerstört. Und wenn Zerstörung und Ausgleich nicht wirklich Hand in Hand gehen, dann wird das richtig kompliziert für die Bevölkerung. Und das ist hier halt passiert. (I2: 68)

Frank und Azadeh sind sich einig, dass der Sanierungsprozess mitten im Stadtteil, „wo das Leben stattfinden soll“, „Nicht-Orte“ schaffe (I2: 77–79). Für Frank verhindert das Fehlen eines zentralen Begegnungsortes die Bildung einer raumbezogenen Identität: „Es wird gar nicht mitbedacht, was das mit den Leuten so macht, die hier so wohnen. Wo soll denn die Identität herkommen, wenn es keinen zentralen Platz gibt, wo man sich treffen kann?“ (I2: 70) Er sieht zwar, dass an vielen Stellen investiert wurde, vermisst allerdings ein ganzheitliches Konzept, das die Menschen des Stadtteils ernst nimmt und miteinbezieht (I2: 70). Er vermutet, dass dies das Zusammenleben im Stadtteil negativ beeinflusst und zeigt sich darüber verärgert (I2: 75): „[D]as ist einfach ein unzumutbarer, ein komplett unzumutbarer Zustand. So eine Brachfläche liegen zu lassen über die Jahre hinweg, ne. Das ist ein Unding! Das ist ein No-Go. Aber es wird halt gemacht“ (ebd.).

Auch Silke ist frustriert darüber, dass der Bauprozess der neuen Wohngebiete nicht in Gang kommt. Sie setzt ihre Hoffnung auf den Zuzug neuer Menschen in den Stadtteil (I4: 60) und bezeichnet dies „liebervoll“ als „die letzte Chance für unsere Bronx“ (I4: 6–8). Adil erwähnt ebenfalls, dass die stagnierten Bauprojekte im Quartier ihn stören (I3: 16). Dieter, Vertreter der Sanierungsgesellschaft, räumt ein, dass die bauliche Entwicklung des Stadtteilzentrums noch nicht so vorangeschritten sei wie erhofft (I1: 26). „Wir haben zwar jetzt 23 Jahre Sanierung, aber die großen, wirklich baulich großen relevanten Sachen, ähm die noch interessant werden, auch für die Entwicklung, Zusammensetzung, die sind noch nicht abgeschlossen“ (I1: 26). Er begründet die „Riesendauer“ des Prozesses mit komplexen baurechtlichen Voraussetzungen wie Umweltschutzaufgaben und Partizipationsverfahren (ebd.).

Für Elvira fehlt es an einem erkennbaren Ansatz der Stadtentwicklung, der transparent mit den Bewohner*innen kommuniziert und bei dem die Bevölkerung bei Entscheidungsprozessen mit einbezogen wird (I5: 91). Azadeh teilt den Eindruck, „dass die Menschen gar nicht wirklich mit einbezogen werden auch in die Transformation, sondern dass halt einfach geschaut wird, was halt gemacht werden muss, und dann wird es halt irgendwie gemacht“ (I2: 71–73). Frank erzählt frustriert von einem Treffen mit Vertreter*innen der Stadtplanung:

Und das wird denen jetzt so LANGSAM, wo es schon Jahre zu spät ist, klingelt das da oben so ein bisschen. Oh, wir haben vielleicht ein Fehler gemacht unterwegs. Die wissen auch gar nicht, was für ein Riesenfehler sie gemacht haben. Also sie haben gar kein Bewusstsein dafür. Das ist schon, das ist schon traurig irgendwie. Und dann sieht der Stadtteil eben so aus, wie wer aussieht. (I2: 75)

Seine Wortwahl spiegelt die Überzeugung, von einer Obrigkeit „da oben“ beplant zu werden, in der sich auch das Motiv der Marginalisierung durch Politik und Verwaltung wiederfindet.

In einigen Interviews stellen die Befragten die Vergangenheit des Stadtteils positiv und teilweise stark nostalgisch dar, besonders Silke, wenn sie das Leben im Quartier in den 1990er Jahren schildert. Sie beschreibt ausführlich die damalige Quartiersgemeinschaft im oberen Teil der Neustadt, welche durch ausdifferenzierten Einzelhandel, Migrant*innen und die Arbeiter*innen der ortsansässigen Industriebetriebe geprägt war. In dieser Zeit begegnete man sich laut Silke noch auf der Straße und kommunizierte – auch über sprachliche und kulturelle Grenzen hinweg (I4: 2). Sie schwärmt von der wertschätzenden, „sehr enge[n] Verbindung“ und dem „Vertrauen“ zwischen den Menschen: „und das hat so die Neustadt so ausgemacht, dass sich alle kannten“ (I4: 2). Frank berichtet ebenfalls von einem lebendigen Stadtteilzentrum in der Vergangenheit (I2: 27), bezieht sich dabei jedoch auf den Bereich um die Walzenmühle im mittleren Teil der Neustadt. Seine Erzählung dreht sich insbesondere um den ehemaligen Edeka-Markt, der im Zuge der Sanierung und städtebaulichen Entwicklung des Stadtteils geschlossen wurde, heute leer steht und abgerissen werden soll:

Es war halt lebendig, ne, wie ein lebendiger Stadtteil. [...] Und wenn man [...] als Stadt weiß man will hier diesen Stadtteil verändern und es gibt aber keinen richtigen Plan, also der Edeka kann ja nichts dafür, er war aber für mich Kulturzentrum, da war auch ein kleines Café. Da haben sich auch alle getroffen. Da gab es auch Werkzeug, Schrauben und so, was man halt so braucht. Und das [...] hat schon sehr geholfen für so ein Stadtleben, und dann wird der zugemacht und wird/ Ein paar hundert Meter weiter hinten kommt ein neuer Edeka-Markt, der ist toll [...], aber dieses Stadtteilzentrumgefühl, ich bin Teil eines Stadtteils, das ist nicht da. (I2: 70)

Der Supermarkt diente laut Frank als identitätsstiftender Treffpunkt mit „Multikulti-Charakter“ für die Menschen des Quartiers: „Da kamen noch die alten Neustädter, die alten Neustädter Menschen mit den jungen Ausländern zusammen und haben/ Das das war richtig Stadtleben hier“ (I2: 113). Quartiersmanager Dieter ergänzt diese Schilderungen und weist auf externe Kräfte und übergeordnete Trends der vergangenen Jahrzehnten hin, die zur Veränderung des Stadtteils mit beigetragen haben:

Nur parallel ist natürlich eine ganz andere gesellschaftliche Entwicklung passiert. Also da ist der Internethandel entstanden, da ist Amazon dazu gekommen, und das Kaufverhalten der Menschen hat sich erheblich verändert, ne. Also es wurden große, es wurden große Kaufzentren auf der grünen Wiese gebaut. Das war der der Tod [...] dieser kleinen Einkaufszentren außerhalb der Innenstadt. (I1: 28)

Azadeh und Frank stellen fest, dass dem Stadtteil aktuell „Begegnungsorte“ (I2: 214) fehlen. Auch Dieter beklagt fehlenden „Gemeinschaftsbereich“ und begründet dies mit mangelnder finanzieller Förderung (I1: 52):

Wir haben natürlich schon verschiedene Räume, die die wir hier haben, die wir auch gemeinschaftlich nutzen. Die Bergmühle hat einen schönen Veranstaltungsraum, die ähm der Sultanmarkt [...] ist nett, aber es gibt nie eine richtige Förderung dafür, ne. Also auch dieser, dieser Bereich, der wo Gemeinschaft hergestellt wird, die gepflegt wird, das muss natürlich auch aus meiner Sicht auch [...] finanziell unterstützt werden. (I1: 52)

Die Problematik fehlender Begegnungsorte im Quartier spiegelt sich in den Wünschen und Zukunftsvisionen der Befragten für den Stadtteil wider.

4.1.4 Zukunftsvisionen

Auf ihre positiven Zukunftsvisionen für die Neustadt hin befragt, antworten die Interviewten sowohl mit abstrakten Idealen als auch mit sehr konkreten Vorstellungen und Wünschen. Silkes Zukunftsvision ist auf die *refigurative* Wiederherstellung einer als besser empfundenen alten Ordnung ausgerichtet. Sie beschwört nostalgisch eine Vergangenheit, in der sich die Menschen im Quartier kannten, vertrauten, begegneten und miteinander kommunizierten und wünscht sich für die Zukunft des Stadtteils wieder mehr „Mischung“ (I4: 8, 14, 16, 54). Ihre Aussagen legen allerdings die Vermutung nahe, dass sie damit nicht (nur) interkulturelle Durchmischung und Begegnung meint, sondern vor allem auch einen wieder höheren Anteil an „Deutschen“ (I4: 56). Ihre Befürchtung ist, sagt sie, dass es in Zukunft im oberen Teil der Neustadt „gar keine Deutschen mehr gibt“ (ebd.). Dabei ist unklar, ob sie sich damit nur auf Ladeninhaber*innen bezieht:

Ich möchte einfach nur, dass es ein schönes Wohngebiet ist, wo sich alle Menschen und gerade auch viele Deutsche wieder einfach wohlfühlen. Das wäre mein Traum. (I4: 56)
Wir brauchen einfach normale Familien. Wir brauchen auch wieder blonde Kinder an der Ramsharde Schule. (I4: 50)

Sie hofft, dass „ganz viele Familien“ (ebd.) und „normale Menschen“ (I4: 82) in die Neubaugebiete ziehen und ergänzt: „Meinetwegen auch Ausländer, oder wie auch immer. Es geht gar nicht darum, ich will die nicht loswerden hier, null!“ (I4: 50).

Silke betont, es brauche vor allem „bezahlbaren Wohnraum“ (I4: 50, 58), und schildert ihre Vision für die Entwicklung des Stadtteils wie folgt:

dass man ähm Hinterhöfe hat mit Bäumen, mit irgendwie Grün, mit Wiese, dass auch die Kinder irgendwie wieder auf die Straße können oder wie auch immer. Also gar nicht, kein Schickimicki. Also wenn ich das irgendwie teilweise gesehen habe, was da für Entwürfe kamen, (unverständlich) da mit riesigen Glaspalästen, die da nun gegenüber von der Walzenmühle hingehören, das braucht man nicht. Das haben wir in Sonwik, das haben wir in Wassersleben. Das wird der Hafen Ost werden. (I4: 50)

Auch Dieter beklagt die “massive Wohnungsnot“ (I1: 28), und Frank ist echauffiert über die verschleppten Bauvorhaben.

[D]ie Menschen brauchen WOHNUNGEN! Wir brauchen auch Kunst und Kultur, aber das, was ja los ist mit Wohnungsnot, und das gleichzeitig nicht gebaut wird, das ist ein Komplettversagen! (I2: 84)

Elvira weist auf die prekäre Wohnsituation vieler Migrant*innen im Stadtteil hin und sagt, in Zukunft müsse es eine Priorität sein, die Wohnsituation dieser Menschen zu verbessern (I5: 93–95).

Auch Franks Zukunftsvision für die Neustadt bezieht sich auf eine vermeintlich bessere Vergangenheit, ist dabei allerdings offener und inklusiver als Silkes. Seine „Utopie ist, dass der Stadtteil wieder zurückfindet. Also das ist schon ein Vorwärtsgehen, aber dass das, was früher normal war, in die Zukunft geübt wird“ (I2: 199). Franks Zukunftsvision beinhaltet eine Stadteilkultur der Begegnung und Durchmischung und spiegelt seine Auffassung einer postmigrantischen deutschen Gesellschaft wider. Für ihn ist das gelingende Miteinander im Quartier eine existenzielle Voraussetzung für die gesamtgesellschaftliche Zukunft in Deutschland als Einwanderungsland (I2: 199).

Also geht es eigentlich darum jetzt irgendwie so einen Weg zu finden. Wir sind ja kein Deutschland mehr wie wir/ Das ist ja von gestern und von vorgestern. Das ist ein ANDERES Deutschland. Das ist dieses internationale neue Deutschland. Das, wenn wir das schaffen, das allen verständlich zu machen, dass unser Dasein, unser Glück, unser Wohlstand, unser Frieden, dass das alles nur dann funktioniert, wenn wir JETZT miteinander anfangen zu arbeiten, dann haben wir eine Zukunft. Sonst nicht. Sehe ich knallhart so. (I2: 199)

Diese Vision lässt sich unter der Kategorie „Miteinander statt nebeneinander oder gegeneinander“ zusammenfassen. Adil teilt diese Vision und wünscht sich, dass die Menschen in der Neustadt in Zukunft immer mehr „zusammenrücken“ und „zusammenkommen“, damit sie „in Frieden“ und „[m]iteinander und nicht gegeneinander“ leben (I3: 20). Dies soll durch Offenheit und Zusammenarbeit zwischen Einzelpersonen und Gruppen Realität werden. Für ihn sind dabei die wichtigsten Bausteine Akzeptanz, Toleranz und Respekt.

Und das wünsche ich auch der Neustadt in Zukunft, dass es so wird. Weil wenn man das echt hält, dass man den anderen toleriert und akzeptiert und respektiert, dann es ist ein toller Stadtteil, wirklich richtig schön. (I3: 46)

Dies kann Frank zufolge nur gelingen,

wenn nicht irgendwelche Planer aus Hamburg hier einen Multikulti-Stadtteil PLANEN, oder Menschen aus der Mittelschicht, die eine Vorstellung haben, was Multikulti ist, ihre eigenen Träume verwirklichen. Dann wird es mit Sicherheit daneben gehen. (I2, 199)

Stattdessen müssten die Bewohner*innen des Stadtteils und ihre Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen (I2: 199). Azadeh wünscht sich, dass die Bewohner*innen der Neustadt den Stadtteil in Zukunft nach ihren Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen (mit)gestalten können (I2: 188), „dass die Menschen, die halt hier ihre eigenen Ideen und Träume haben, oder ihre eigenen Utopien, dass die halt umgesetzt

werden“ (I2: 188). Für Azadeh handelt es sich dabei um einen Placemaking-Prozess, der von den Menschen vor Ort vorangetrieben werden muss, „weil ich glaube man kann keinen Ort schaffen von außerhalb. Das ist ja total/ Also kann man machen, aber was ist das dann am Ende?“ (I2: 188).

Elvira mahnt an, dass es für ein gelingendes interkulturelles Miteinander Orte im Stadtteil brauche, an denen Menschen zusammenkommen und beispielsweise Feste wie das Zuckerfest feiern können (I5: 55). Sie wünscht sich deshalb für die Zukunft Orte für Begegnung, Austausch und gelebte Solidarität im Quartier (I5: 57). Auch Muriel sagt, es brauche einen zentralen und offenen Ort wie den Ex-Sultanmarkt für Veranstaltungen im Stadtteil (I5: 77). Azadeh resümiert:

Begegnungsorte gibt es dann wenn halt nur [...] von den bestimmten Communitys, aber jetzt nicht unbedingt, (...) ja, die die Begegnungsorte, wo sich verschiedene Communitys in eins zusammenbringen. Und der Stadtteil muss sich ja halt irgendwo/ Also wenn wir halt, ne, utopisch denken und sagen das Ganze kann nur miteinander gelöst werden, dann braucht es halt genau das. (I2: 216)

Sie hofft, dass der Ex-Sultanmarkt ein Ort sein kann, um den herum sich zunehmend eine gemeinsame „NEUSTADT-Community“ – im Gegensatz zu vielen vereinzelt Communitys – bildet (I2: 226).

4.2 Transformation (in) der Neustadt durch präfiguratives Placemaking

Im Folgenden untersuche ich, wie das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ im und um den Ex-Sultanmarkt präfiguratives Placemaking betreibt und wie dies im Kontext der vorgestellten Themen Multikulturalität, Marginalisierung, Stadt(teil)entwicklung und Zukunftsvisionen wirkt. Dabei orientiere ich mich an den drei Dimensionen von Place – Materialität, menschliche Aktivität und Bedeutung. Diese Aufteilung dient analytischen Zwecken. Die Dimensionen bedingen und überlappen sich gegenseitig und sind deshalb nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden.

4.2.1 Materialität

Der hier untersuchte Placemaking-Prozess dreht sich um die Aneignung und Umnutzung eines leerstehenden Gebäudes im von Leerstand und Brache geprägten ‚Quartierszentrum Walzenmühle‘. Das unscheinbare, langgezogene, zweistöckige Gebäude liegt im Herzen der Neustadt neben der Walzenmühle und gegenüber des ehemaligen Edeka-Marktes, an dessen Stelle neue Wohnhäuser entstehen sollen. Ursprünglich als Kantine für die Flensburger Werft gebaut, diente das heute teilweise unter Denkmalschutz stehende Gebäude lange Zeit als Supermarkt, bevor es im Zuge der Stadtteilsanierung von der Stadt erworben wurde (I1: 32–34). Seit 2021 wird es dem Verein 8001 im Rahmen des Projekts UTOPOLIS zur Verfügung gestellt.

Die Außenseite des Gebäudes haben seitdem Schüler*innengruppen, lokale und internationale Künstler*innen mit bunten Wandgemälden gestaltet und so sein Erscheinungsbild verändert, wie Adil beschreibt: „[D]er Ex-Sultanmarkt hat auch jetzt, sage ich mal, ein neue neues GESICHT bekommen von

außen“ (I3: 36). Azadeh sagt, die politischen Themen und Botschaften, die in den Kunstwerken verhandelt werden – Krieg, Rassismus, Body Image oder wie Frauen in der Gesellschaft gesehen werden (I2: 151) – schrieben sich in den Ort ein: „das sind SEHR stark politische Statements, die an der Wand von von, ALLEIN SCHON IN DER MATERIALITÄT des des des Hauses ja schon fast sind“ (I2: 153). So finden die Themen der Menschen des Stadtteils öffentlich sichtbar einen Platz.

Gleichzeitig geht es auch um die Verschönerung des Ortes und die Verbesserung von Aufenthaltsqualität. Auf dem Parkplatz vor dem Gebäude, der täglich größtenteils mit Autos vollgeparkt ist, wurde mit verzierten Blumenkübeln ein kleines Areal abgetrennt. Außerdem haben Freiwillige zusammen mit Schüler*innen der lokalen Gemeinschaftsschule Sitzmöbel aus alten Paletten gebaut. So ist ein kleiner Vorplatz entstanden. Muriel bezeichnet dies als einen wichtigen Ansatz für die Entwicklung des Quartiers, denn „solche Orte brauchen wir, wo wir uns wohlfühlen, wo wir uns mit unseren Kindern hinsetzen können“ (I5: 104). Die Möblierung (teil-)öffentlichen Raums mit Sitzgelegenheiten aus recycelten Baumaterialien stellt eine gängige Vorgehensweise des „taktischen“ oder *do-it-yourself* Urbanismus dar, bei dem Bürger*innen eigenständig Veränderungen im Stadtraum vornehmen, um Aufenthaltsqualität schnell, kostengünstig und ohne langwierige offizielle Planungsverfahren zu verbessern (Finn 2014; Lydon u. a. 2012). Dadurch wird aus dem Platz vor dem Ex-Sultanmarkt ein Ort, der zum Verweilen einlädt, was in starkem Kontrast zur benachbarten Walzenmühle steht, wo es keine Sitzgelegenheiten gibt und das kontinuierliche Abspielen klassischer Musik im Außenbereich den Aufenthalt für bestimmte Personengruppen – vermutlich Obdachlose und Jugendliche – gezielt unattraktiv gestaltet (Anhang I: 5, 7). Der Vorplatz des Ex-Sultanmarkt dient im Rahmen des Projekts UTOPOLIS – erweitert durch die zeitweilige Sperrung des Parkplatzes – auch als Ort für Veranstaltungen wie das Zuckerfest-Festival und Konzerte (Anhang I: 1, 10). Solche Ereignisse machen konkret und öffentlichkeitswirksam erfahrbar, welch lebendige Funktion ein öffentlicher Platz an dieser Stelle im Quartier entfalten kann.

Die Umgestaltung des Gebäudes und seiner Umgebung unterstreicht die Aneignung des Ortes durch die lokale Community, schafft Identifikationsmerkmale und setzt ein sichtbares Zeichen für den Anspruch, den Stadtteil mit- und umgestalten zu wollen. Auch Aktionen wie „Wood4OurHood“, bei der Künstler*innen Holzskulpturen eigens für den Stadtteil gestalteten und diese langfristig vor dem Ex-Sultanmarkt und an anderen Orten im Quartier aufstellten, verändern die Materialität des Quartiers und symbolisieren die Strahlkraft des Projekts (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2022a: 43). Auf der materiellen Ebene präfiguriert das Projekt im Kleinen eine Wirklichkeit, die erfahrbar macht, wie sich die Beteiligten das Quartier wünschen. Sie schaffen durch temporäre und längerfristige Interventionen eine wahrnehmbare Veränderung, die sich auf den Stadtteil und seine Menschen auswirkt. Durch dieses präfigurative Placemaking wird aus dem „Nicht-Ort“ im Herzen des Stadtteils (I2: 77–78) ein Begegnungs- und Veranstaltungsort mit Aufenthaltsqualität und Identifikationspotenzial, ein Schnittpunkt von Aktivität und Intentionen, Erfahrungen und Visionen.

Das Baklava-Gebäck ist wie eine zuckrig-süße Geschmacksexplosion in meinem Mund. Es ist köstlich saftig, nussig und klebrig. Laute Musik tönt aus den Boxen mit Gesang in einer mir fremden Sprache. Aber die Beats veranlassen mich gleich zum Mitwippen.

*Der Parkplatz neben dem Ex-Sultanmarkt, der sonst jeden Tag randvoll mit Autos steht, ist heute zum Festplatz geworden. Es ist Zuckerfest, das Ende des muslimischen Fastenmonats Ramadan, und das wird hier gefeiert. Es herrscht buntes, geschäftiges Treiben. Mehrere hundert Menschen tummeln sich auf dem Platz vor dem Ex-Sultanmarkt. Unter Pavillons stehen Tische mit Bergen von süßen Leckereien. Es gibt eine Hüpfburg und ein kleines eingezäuntes Fußballfeld, auf dem immer zwei Kinder gegeneinander antreten. Ich schaue eine Weile zu – die Freude der Kinder ist ansteckend. Es geht ernsthaft, aber fair zur Sache. Wenn ein Tor fällt, darf ein*e neue*r Spieler*in aufs Feld. Eine lange Schlange wartet darauf, mitspielen zu dürfen. Im Ex-Sultanmarkt soll es am Nachmittag eine arabische Theatervorstellung für Kinder geben.*

Aus dem hässlichen Parkplatz ist ein Begegnungsort geworden. Morgen werden hier wieder Autos parken, aber heute zeigt sich, was an diesem Ort sonst noch möglich ist. Ich frage mich, wie es wäre, hier dauerhaft einen Platz oder einen Park einzurichten, der als öffentlicher Begegnungsort im Herzen des Stadtteils existiert. (Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll, Anhang I: 1)

4.2.2 Aktivität

Die Aktivität im und um den Ex-Sultanmarkt fasse ich hier überblickshalber zusammen: Zivilgesellschaftliche Akteur*innen in Form des Vereins Kunst und Kulturbaustelle 8001 e. V. und der von ihm erreichten und aktivierten lokalen Bevölkerung eignen sich ein leerstehendes Gebäude an zentraler Stelle in im Quartier an, wo im Zuge von Transformationsprozessen in den vergangenen Jahren eine – städtebauliche, soziale und symbolische – Leerstelle entstanden ist (s. Kapitel 4.1.3; Anhang I: 4). Dies findet als Zwischennutzung in Kooperation mit der Stadt als Eigentümerin des Gebäudes, und mit finanzieller Förderung aus Bundesmitteln statt.³⁴ Der Ex-Sultanmarkt dient infolgedessen als Veranstaltungsort für Ausstellungen, Konzerte, Vorträge, öffentliche Stadtteilstefen wie das Zuckerfest-Festival, schulische Theater-Workshops und Aufführungen, aber auch als temporäres Impfzentrum während der Corona-Pandemie (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2022a: 5) und Sammelort für Sach- und Geldspenden für Betroffene der Erdbebenkatastrophe in Syrien und der Türkei im Februar 2023 (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2023a: 8–9). Diverse gesellschaftliche Gruppen und Initiativen nutzen den Ort. Auch Veranstaltungen der Universität, wie Vorträge und die Zukunft(s)gestalten Konferenz, finden dort statt. Die vielfältigen Angebote und Veranstaltungen im Ex-Sultanmarkt sind als kontinuierliches

³⁴ Dies betone ich, um die Eingebundenheit des Projekts in vielfältige Bezüge und Abhängigkeiten wie Machtstrukturen, Eigentumsverhältnisse und Förderregime und demzufolge die relationale, netzwerkartige Natur von Place sichtbar zu machen. Das untersuchte Beispiel wirkt nicht insular oder rein ‚bottom-up‘.

„programming“ und damit als Placemaking-Strategie zu verstehen, um die herum sich eine Community und ein *sense of place* bildet (Silberberg 2013: 10).

Um den Ex-Sultanmarkt ist ein heterogenes, multi- und interkulturelles Netzwerk von Aktiven entstanden, das seit Mai 2023 in Form des *Kulturrats* eine Struktur bildet. Der Rat soll Möglichkeiten für Mitbestimmung und Mitgestaltung schaffen und die um den Ex-Sultanmarkt herum entstandene Community organisieren, verstetigen und ausweiten (ebd.). So soll der Ex-Sultanmarkt perspektivisch gemeinsam selbst verwaltet werden (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2023a: 21–22; Anhang I: 5). Dabei handelt es sich um einen vom Verein 8001 berufenen Zusammenschluss von Aktiven, die in den vergangenen Jahren an der Organisation und Durchführung von Angeboten und Veranstaltungen im Ex-Sultanmarkt beteiligt gewesen sind. Außerdem sind Vertreter*innen aus verschiedenen Bereichen der Stadtverwaltung (Fachbereiche Kinder- und Jugendbüro, aufsuchende Stadtteilsozialarbeit, Integration, Kulturbüro) Teil der Gruppe. Auch wenn es sich nicht um ein repräsentativ besetztes oder demokratisch gewähltes Gremium handelt, spiegelt die Zusammensetzung des Kulturrats die heterogene Bevölkerung des Stadtteils wider.³⁵ Die Mehrzahl der Mitglieder identifizieren sich selbst als postmigrantisch oder „neu-deutsch“, die Gruppe ist alters- und geschlechtergemischt (Anhang I: 5, 6, 9).

Der Kulturrat steht exemplarisch dafür, wie im Ex-Sultanmarkt präfigurativ Beziehungsweisen und Strukturen erprobt und vorgelebt werden, die transformativ auf den Stadtteil und darüber hinaus wirken sollen. Dabei erhoffen sich die Verantwortlichen Ansteckungseffekte durch die Teilnehmenden, indem diese als Multiplikator*innen und Kulturvermittler*innen in die Gesellschaft hineinwirken.

Und das ist auch das, was wir, glaube ich, auch versuchen in dem Kulturrat ja so ein bisschen. Also GENAU DAS zu machen, also genau diese Essenz von, dass wir dort bestimmte Leute haben, die dann halt diese Vermittlung machen und diese Brücken bauen, so dass wir wirklich ein Zueinander schaffen, ein Miteinander schaffen und halt nicht dieses Gegeneinander oder Nebeneinander. (I2: 174)

Der Kulturrat ist ein ergebnisoffener Prozess, der eine niederschwellige Form der Mitgestaltung und Mitbestimmung für Menschen im Stadtteil schafft.³⁶ Das Suchen und Einüben neuer Strukturen und Knüpfen von Beziehungen, das sich im Ringen um kollektive Entscheidungsprozesse ebenso manifestiert wie im Kennenlernen beim gemeinsamen Essen, prägt die Involvierten. Im Prozess werden

³⁵ Dass die Initiative keineswegs alle im Stadtteil repräsentiert und kontinuierlich daran arbeiten sollte, mehr Menschen vor Ort zu erreichen, ist Frank und Azadeh durchaus bewusst (I2: 222–225). Elvira weist darauf hin, dass die im Stadtteil zahlenmäßig stark vertretenen Communitys bulgarischer und rumänischer Herkunft im Ex-Sultanmarkt nicht oder nur kaum vertreten seien (I5: 69–75). Das mag auch am künstlerischen Schwerpunkt des Projekts liegen. Silke – seit vielen Jahren im Stadtteil und gut vernetzt – weiß kaum etwas darüber, was dort stattfindet. Sie geht davon aus, dass das, was dort passiert, nur etwas für Menschen aus der „Kunstszene“ (I4: 36) sei und bezeichnet sich selbst als „nicht so [...] der große Kulturmensch“ (I4: 62).

³⁶ Frank beschreibt bei einem Treffen des Kulturrats die experimentelle und ergebnisoffene Absicht hinter dem Prozess mit den Worten: „Ich will andere Strukturen aufbauen, auch wenn ich noch nicht weiß, welche“ (Anhang I: 5).

Verständigung und Kooperation eingeübt, auch über sprachliche, kulturelle und andere Differenzen, Konfliktlinien und Widersprüche hinweg (Anhang I: 5). Für Frank bietet das die Möglichkeit,

dieses Menschsein irgendwie halt [zu] üben und wieder [zu] lernen, dass man halt, wenn man so eng beieinander wohnt, dass es halt schlau ist, wenn man irgendwie einfach füreinander da ist. (I2: 199)

Der Ex-Sultanmarkt dient als Experimentierfeld des Einübens solidarischer Beziehungsweisen, der Teilhabe und von Formen des gelingenden, alltäglichen interkulturellen Zusammenlebens. Eine vom Kulturrat durchgeführte Veranstaltung am Tag der deutschen Einheit unter dem Motto „Tag der neuen deutschen Vielfalt“ veranschaulicht dies.

Im Ex-Sultanmarkt wird modellhaft eine Stadt(teil)gesellschaft präfiguriert, die sich an den Bedürfnissen, Wünschen und Zukunftsvisionen der dort Aktiven orientiert. Zentrales Motiv, das sich in den Interviews und Beobachtungen zeigt, ist dabei die Vision einer postmigrantischen „neuen deutschen Gesellschaft“ (Anhang I: 6), die sich im Lokalen etabliert. Die Menschen vor Ort sollen „nicht nebeneinander leben und gegeneinander [...] und sich voneinander entfernen, sondern wirklich miteinander zusammenkommen, sich begegnen“ (I2: 158). Zudem soll durch die Arbeit des Projekts die lokale Community empowert und Stadtteilkultur gestärkt werden. Die Menschen in der Neustadt sollen ihr Lebensumfeld nach ihren Wünschen und Bedürfnissen mitgestalten können (I2: 188). Diese Ziele sind, ganz im Sinne präfigurativer Politik, bereits in den gewählten Mitteln enthalten. Sie sind kein abstraktes Leitbild, sondern werden alltäglich gelebt. Die künstlerischen und kulturellen Mittel, die als Ankerpunkt und Metaebene der Initiative dienen, sind im Anschluss an Courage (2020) als *Social Practice Placemaking* zu verstehen (vgl. Kapitel 2.2.3).

Neben Ausstellungen, Konzerten, Theateraufführungen oder Stadtteilsten als ‚Ergebnis‘, stehen Begegnung und Kooperation, Teilhabe und Empowerment im Mittelpunkt dieser Praxis. Frank schildert dies am Beispiel einer Spendensammelaktion:

Also uns war klar, es geht AUCH um dieses Spendensammeln, aber uns selber ging es darum, dass die Menschen sich aus diesem Anlass EINFACH ENDLICH mal zusammen treffen und IRGENDWIE miteinander kommunizieren, egal wie. Torten essen, Kaffee trinken. Was manche Leute nicht mögen. Aber so was. Und das hat dann DOCH funktioniert. (I2: 169)

Auch die im Rahmen des Projekts durchgeführten Straßentheateraufführungen und künstlerischen Interventionen im öffentlichen Raum zur kreativen Bedarfsermittlung sind, wenn auch auf ephemere Art und Weise, Teil des Placemakings. Bei der theatralen Performance „Was Wollt Ihr?“ interagierten drei Tage lang Schauspieler*innen mit den Menschen im Stadtteil, um sie spielerisch zu ihren Wünschen, Bedürfnissen und Ideen für die Neustadt zu befragen (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2023b: 22–33). Bei dieser und ähnlichen Interventionen wird der öffentliche Raum im Umfeld des Ex-Sultanmarktes temporär zur Bühne und Anwohner*innen und Passant*innen zu teilnehmenden Akteur*innen,

deren Gedanken und Zukunftsvisionen sich in den Ort einschreiben, indem sie in Form einer „Wortwolke“ an einer Wand aufgezeichnet (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2022a: 39) oder in Form einer Lichtkunstinstallation im Außenraum großflächig an eine Wand projiziert werden (ebd.: 17). Diese Ereignisse ermöglichen mit szenografischen Mitteln eine Umorientierung der Beteiligten, die den öffentlichen Raum vorübergehend umordnet und dazu einlädt, ungewohnte Perspektiven einzunehmen, über den Stadtteil nachzudenken und zu sprechen und ihn – buchstäblich und metaphorisch – in einem anderen Licht zu sehen.

Die gemeinsam organisierte Veranstaltung [...] soll als Laboratorium dienen, als „Experiment für uns“, um zu testen „Ist das, was wir uns im Großen vorstellen, auch im Kleinen machbar?“ Danach soll es ausdrücklich wachsen und größer werden. Jemand vergleicht es mit einem Chor, der sich vor einem Konzert erstmal treffen, Lieder aussuchen und üben, üben, üben muss. Der Kulturrat ist wie ein Chor, der, bevor er nach außen wirken kann, erstmal üben muss.

(Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll, Anhang I: 9)

In der Mitte des Ex-Sultanmarktes steht eine lange Tafel, festlich gedeckt und geschmückt mit Blumen und Kerzen und kunstvoll gefalteten, leuchtend pinken Servietten an jedem Platz. An den Wänden hängen Kunstwerke von zwei Künstlerinnen.

*Um 11 Uhr soll es losgehen, so stand es auf der digitalen Einladung, die an ausgewählte Personen verschickt wurde. Es soll kein großes Event sein an diesem Tag, keine Veranstaltung für die Öffentlichkeit, eher ein Zusammentreffen des Kulturrats im familiären Rahmen, um sich besser kennenzulernen. Bis zum letzten Moment werden noch Essensplatten herangezogen und ausgewickelt, die einige Freiwillige in der Nacht zuvor bis zu später Stunde vorbereitet haben. Auf einer kleinen Bühne in einer Ecke des Raumes wird eine Sound-Anlage aufgebaut. Anfangs ist die Atmosphäre steif. Einige treffen letzte Vorbereitungen, die Ukrainer*innen stehen zusammen, einige Palästinenser rauchen noch vor dem Ex-Sultanmarkt. Der Lokalpolitiker von der CDU, der auch im Stadtteil wohnt, steht etwas verloren dabei und weiß noch nicht, was er erwarten soll.*

Dann wird endlich das Buffet eröffnet, und damit auch das Programm. Es gibt einen großen Brunch – mit Börek und Nudelsalat, Brötchen, Schwarzbrot und Fladenbrot, Hummus und Wurst, veganem Aufschnitt und Datteln. Circa 50 Menschen nehmen entlang der langen Tafel Platz, und die Stimmung wird gelöster. Nach einer Stunde des Essens gibt es ein „Speeddating“, bei dem sich alle mit jemandem zusammentun, den oder die sie noch nicht kennen. Geleitet durch kurze Fragen soll man sich besser kennenlernen und über den Ex-Sultanmarkt und den Stadtteil ins Gespräch kommen.

(Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll, Anhang I: 11)

Die vielfältigen Veranstaltungen und Interaktionen, die im und um den Ex-Sultanmarkt herum ein Zuhause im Stadtteil gefunden haben, sind Ausdruck präfigurativ-politischer Praxis, die demonstrativ und affirmativ eine Kultur des Miteinanders im heterogenen Quartier erprobt und antizipiert. Die Ideale von Teilhabe und interkulturellem Miteinander werden dabei modellhaft präfiguriert.³⁷ Dies ist integraler Bestandteil des untersuchten Placemaking-Prozesses, der performativ-relational einen lebendigen und bedeutungsvollen Ort als Gemeingut³⁸ im Stadtteil konstituiert.

Wir reden nicht über einen Platz jetzt, der aus Stein und Zement halt entsteht. Ich weiß, dass der Ex-Sultanmarkt das sind Räume aus Zement oder aus Holz und aus vielleicht materiellen Sachen. Aber ich rede über den Sinn. [...] Ich sehe den Ex-Sultanmarkt nicht als Räume, sondern als lebendigen Ort. Also der bewegt, also mich. [...] Ich habe echt im Ex-Sultanmarkt viel präsentiert, viel vieles aufgeführt, viel viele Gespräche durchgeführt, viele Ideen entstanden dort und viele Veranstaltungen, viele Projekte. Und deswegen ist er für mich ein lebendiger Ort und kein einfacher so so ein Raum. (I3: 56)

Das Placemaking belebt den physisch-materiellen Raum mit bedeutungsvollen Interaktionen und Intentionen. Es macht transformative Potenziale sichtbar und erfahrbar und ist somit Ausgangspunkt einer geteilten Zukunftsvision für den Ort und den ihn umgebenden Stadtteil (vgl. Kapitel 4.1.4).

4.2.3 Bedeutung

Ein elementarer Akt der Bedeutungsproduktion beim Placemaking ist die Namensgebung, schreibt der Geograph Yi-Fu Tuan, „*for to name a place, is to give it explicit recognition, that is, to acknowledge it at the conscious, verbalizing level.*“ (1975: 153). An der Außenseite des Gebäudes zeugt ein altes Leuchtschild mit der Aufschrift „Sultan Markt“ noch von der vormaligen Nutzung als migrantischer Supermarkt. Daraus ist der Name *Ex-Sultanmarkt* entstanden, mit dem der Ort im Zuge seiner Metamorphose „vom Nahversorgungs-Ort zum temporären internationalen Kulturzentrum“ (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2022a) umbenannt wurde. Der neue Name trägt alte Bedeutungen weiter und schließt somit symbolisch an das an, was bereits im Stadtteil vorhanden war. Die Vorsilbe ‚Ex‘ bedeutet gemeinhin ‚ehemals‘. Man könnte sie als lateinische Präposition auch mit ‚aus...heraus‘ übersetzen. Aus dem Sultan Markt heraus... So verstanden kann der neue Name an die viel zitierte Formel präfigurativ-politischer Praxis anknüpfend gedeutet werden, die sinnbildlich und programmatisch für die Vision der Initiative steht: *eine neue Gesellschaft in der Hülle der alten errichten*.

In der vom Projekt herausgegebenen Publikation wird diese Transformation dokumentiert und zugleich performativ ausgerufen (ebd.). Das Herausgeben einer Publikation stellt selbst einen Akt der Bedeutungsproduktion und somit Teil des Placemakings dar. Im Anschluss an Judith Butler lässt sich

³⁷ Dies impliziert, wenn auch im Falle der untersuchten Initiative nicht ausdrücklich erwähnt, die Forderung auf ein *Recht auf Stadt* für alle – den gerecht verteilten Zugang zu Ressourcen und Teilhabe an Entscheidungsprozessen, welche die Entwicklung des Stadtteils beeinflussen.

³⁸ Verschiedene zeitgenössische Diskurse haben dafür das Begriffsfeld des Kommunen – common, commons, commoning usw. – erschlossen und geschärft, das insbesondere für die Beschreibung urbaner Handlungs- und Organisationformen der Gegenwart Anwendung findet (vgl. beispielhaft: Helfrich und Bollier 2014).

argumentieren, dass die mediale Repräsentation „der Schauplatz oder Raum in seiner erweiterten und wiederholbaren [...] Dimension“ und somit „Teil des Geschehens“ ist (2018: 128). Die Veröffentlichung dokumentiert das Projekt und erschafft eine Spur des Prozesshaften, das sich an diesem Ort entfaltet und ihn mit konstituiert, ein greifbares Produkt, das ephemere Ereignisse und Beziehungsgeflechte, sowie die Ideale und Visionen der Initiative festzuhalten und in die (Stadt-)Gesellschaft hinauszutragen vermag. Dadurch wird der Ex-Sultanmarkt als bedeutungsvoller Place produktiv und affirmativ inszeniert und der Wirkungsradius des Projekts zeitlich und räumlich ausgedehnt.

Für viele der Befragten ist der Ex-Sultanmarkt ein zentraler und offener Begegnungsort inmitten des Quartiers und füllt damit eine Leerstelle (I2: 106; I3: 24; I5: 55). Laut Adil ist der Ort ein „wichtiger Treffpunkt“ im Stadtteil, „so eine Art Kulturzentrum“ (I3: 24). Er hebt hervor, das Besondere daran sei, dass hier Menschen und Gruppen unterschiedlicher Herkunft „aufeinandertreffen“ und „Gemeinsames“ erschaffen können und bezeichnet dies als einzigartig in Flensburg (I3: 32). Er schätzt den Ort dafür, dass er Austausch „über kulturelle Sachen, über traditionelle Sachen, über Literatur und über Sprachen,“ sowie über die Arbeit anderer Initiativen und Vereine ermögliche (I3: 36). Azadeh würde den Ex-Sultanmarkt zwar nicht als „Zentrum“ bezeichnen (I2: 106), dennoch erfüllt er ihrer Meinung ebendiese Funktion für das Quartier.

[I]ch glaube solche Orte, ne, wo Menschen zusammenkommen können, mal auch kurz mal einen ruhigen Moment haben können, mal, ja, Leute treffen können, das FEHLT halt hier mitten in der, also auch hier in in der Straße und ich habe das Gefühl, dass der Ex-Sultanmarkt quasi diese, dieses Zusammenkommen von Menschen einfach ähm ja übernommen hat. Also ne, da wurde es geschlossen, und der Ex-Sultanmarkt hat aufgemacht. Und das ist halt einfach der Ort gewesen, der den die Menschen ja auch irgendwie gebraucht haben, würde ich ja fast schon sagen. Also das sieht man ja daran, dass er genutzt wird von von den Menschen hier aus der aus der Neustadt. (ebd.)

Auch für Frank und Muriel zeigt die intensive Nutzung des Ex-Sultanmarktes, dass es ein Bedürfnis nach einem solchen Ort gebe und dass er deshalb wichtig für den Stadtteil sei (I2: 111; I5: 52).

Das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ dient als „Raumöffner“ (Brocchi 2022b). Es vermittelt zwischen übergeordneten Verwaltungs- und Förderstrukturen und der lokalen Bevölkerung und schafft einen physischen und symbolischen Interaktionsraum, an dem die lokale Bevölkerung und vor allem Menschen, die sonst keine Möglichkeit dazu haben, sich ausdrücken können. Die befragten Aktiven im Ex-Sultanmarkt sind sich einig, dass Menschen ihn relativ „barrierefrei“ (I2: 114) nutzen können, um Projekte und Ideen zu entwickeln und zu verwirklichen (I2: 114; I3: 42–44; I5: 47, 52). Frank beschreibt den Ort dementsprechend als einen

Freiraum, der vom Stadtteil bespielt wird. Wir [der Verein 8001, MF] unterstützen, wenn das nötig ist, aber eigentlich geht es darum, die Menschen des Viertels zu empowern, um diesen Raum in Eigenregie und mit ihren eigenen Projekten zu bespielen. (in Kiupel 2023)

Elvira zufolge hat der Ex-Sultanmarkt den Vorteil,

dass es ein offener, aber ECHT offener Ort ist. Ich finde, das ist ähm das ist sehr besonders, dass man ziemlich schnell oder relativ einfach Zugang zu dem Ort hat [...] und das ist leider in Flensburg nicht selbstverständlich. (I5: 47)

Das Prinzip der Offenheit ermögliche es, schildert Azadeh, dass „Leute einfach hingehend und das Gefühl haben, hier kann ich einfach machen“ (I2: 114). Muriel betont, das sei insbesondere für Menschen von Bedeutung, welche die komplexen bürokratischen Strukturen in Deutschland aufgrund fehlender Beziehungen und Netzwerke, Sprachkenntnisse und Bildung (noch) nicht zu navigieren wüssten (I5: 52).

Das muss man sich alles erarbeiten, wenn man von hier nicht kommt. Und wenn man noch nicht so gut die Sprache kann, dann gibt es wenig Möglichkeiten, irgendwo anzukommen, und dann sagt einer, „Ja, kein Problem, mache ich dir die Tür auf.“ [...] Und ich wüsste jetzt keinen eben keinen anderen Raum, wo man relativ hürdenlos anrufen kann und sagen kann, „Hey, können wir das machen, können wir das probieren und ist der Raum da frei?“ Das ist wirklich das, was/ Genau. Das, was der Verein dahinter sehr gut schafft, zu sagen, ok, wir haben in diesem Raum, jetzt stellen wir den euch zur Verfügung. (ebd.)

Durch den offenen Charakter und den künstlerisch-kulturellen Ansatz der Initiative werden laut Quartiersmanager Dieter Teile der Bevölkerung mit einbezogen und aktiviert, die sonst nur schwierig zu erreichen sind (I1: 50). Auf diesem Wege wird Teilhabe am öffentlichen Stadtteilleben ermöglicht. „Die die können teilnehmen, wo sie vorher ausgeschlossen waren, oder oder kämpfen mussten,“ erzählt Frank (I2: 117). Elvira bezeichnet den Ex-Sultanmarkt deshalb als ein Ort, wo Menschen aus marginalisierten Bevölkerungsgruppen „in der Öffentlichkeit [...] existieren“ können (I5: 55).

Das verändert die involvierten Menschen und den Stadtteil. Frank zufolge können insbesondere „internationale“ Menschen im Ex-Sultanmarkt ihr Selbstbewusstsein entwickeln (I2: 211), indem sie „selbstverantwortlich“ Projekte durchführen (I2: 117). Durch die Erfahrungen an diesem Ort, so die Hoffnung der Initiator*innen, können sich Menschen ein Bild davon machen, was möglich ist, und ihre Fähigkeiten und Motivation entwickeln, um auch in Zukunft oder andernorts zu handeln.

[I]ch hoffe, wie gesagt, dass wir da irgendwie, ja, eine Idee geschaffen haben und gezeigt haben, wie das sein könnte, wie es aussehen kann, und ich hoffe, dass auch, dass wir es geschafft haben, hier Menschen zu emanzipieren, selbst wenn es den Ex-Sultanmarkt nicht mehr gibt, ähm dass sie emanzipiert genug sind, vielleicht aus eigener Hand hier irgendwas in die Richtung zu machen und so einen Ort zu kreieren. (I2: 237)

Für Adil geht die Bedeutung des Ortes deshalb über Kunst und Kultur hinaus. Der Ex-Sultanmarkt habe eine wichtige Funktion für das interkulturelle Zusammenleben im Quartier, sagt er (I3: 56).

Die Leute trauen sich also, viele trauen sich also jetzt auch, miteinander zu sprechen. Früher war das jeder für sich. Jeder ging aneinander vorbei, mochte man oder hat man sich nicht getraut, den anderen zu grüßen oder so. Es ist halt dieser gewisse Abstand ähm zwischen Völkern und zwischen Bewohnern, oder zwischen Einwohnern hier gab es, aber mittlerweile ist es nicht, weil der Sultanmarkt hat das hat dazu beigetragen, dass die Leute MIT-EINANDER kommen können oder ZUEINANDER kommen können. Und das ist/ Dass man auch ohne Scheu und ohne Angst aufeinander zugehen kann und miteinander reden

kann und auch sogar auch miteinander arbeiten kann, also an einem Projekt oder an irgendeinem Workshop oder einer irgendeiner Idee. (I3: 26)

Adil resümiert, dass der Ex-Sultanmarkt eine wichtige Rolle darin habe, dass die Gesellschaft im Kleinen, die „Neustadt-Gesellschaft“, immer mehr zusammenrücke (I3: 28).

Das Projekt schafft positive Vor-Abbilder alternativer Zukunftsvisionen und dient als Vorbild. Azadeh und Frank beschreiben ein Foto von einer Veranstaltung, die ukrainische Geflüchtete und die palästinensische Community, die sich üblicherweise skeptisch gegenüberstehen, gemeinsam organisiert haben (I2: 165–169). Das Foto zeige eine Ukrainerin mit einem palästinensischen Mädchen „Hand in Hand“ auf der Bühne (I2: 172). Für sie steht das Bild symbolisch für die Ziele, die sie durch die Stadtteilarbeit erreichen wollen. Das betrifft nicht nur interkulturelles Miteinander, sondern auch das Empowerment von Frauen und Mädchen aus der arabischen Community, wie Frank betont (I2: 176). Solche Momente wirken im Kleinen, meint er:

Und das sind zwar (...) das sind keine riesigen Erfolge, aber das ist irgendwie/ Da habe ich so das Gefühl, dass dieses Ge/ Wir kommen/ Wir KRATZEN an diesem Gegeneinander irgendwie. (I2: 169)

Frank macht das, was im Ex-Sultanmarkt passiert, deshalb Hoffnung und erweitert den Horizont dessen, was er für möglich hält (I2: 176, 179).

Dieter berichtet, dass der Ex-Sultanmarkt Menschen von außerhalb anziehe, die sich dann ein eigenes Bild vom Stadtteil machen könnten. Das sei „förderlich für den Stadtteil“ und sein Image, weil es Positives nach außen trage (I1: 40–42).

Und ich denke durch solche Einrichtungen durch das, wo man dann die Chance hat, herkommen zu können, sich eine Sache anzugucken, dann kann man auch sich ein eigenes Bild von diesem Stadtteil entwickeln, und ist nicht angewiesen auf dieses ähm angebliche, ja negative Zuschreibung, die man diesem Stadtteil zuschreibt. (I1: 40)

Auch die Verantwortlichen des Projekts betonen den Vorbild- und Leuchtturmcharakter des Ex-Sultanmarktes für den Stadtteil, die Stadt und darüber hinaus:

Der ex-sultanmarkt [sic] ist unser konkreter Beitrag zur zukunftsorientierten Entwicklung des internationalen Stadtteils und der Stadt im gesellschaftlichen Veränderungsprozess. Immer noch ist das Projekt ein Experimentierfeld. Zeitgleich aber auch schon ein fester Bestandteil der Kunst- Kultur und Bildungslandschaft in Flensburg und ein Anlaufpunkt für Planer:innen, Politiker:innen und Verwaltungsmenschen, die hierher kommen, um von diesem Projekt zu lernen. (Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. 2023a: 3)

Das Projekt erfährt zunehmendes Interesse von außen, wie zum Beispiel der Besuch einer Delegation aus Dänemark zeigt (Anhang I: 9). Das zeigt, dass der Initiative etwas gelingt, was für Stadtverwaltungen, Politik und Planer*innen vielerorts von Interesse ist: Kontakt mit marginalisierten Teilen der Bevölkerung aufzubauen, sie zu aktivieren und einzubeziehen (ebd.).

5. Diskussion

In diesem Kapitel diskutiere ich die Fallstudie unter Rückbezug auf die eingangs vorgestellten theoretischen Konzepte. Zunächst frage ich im Anschluss an die zuvor dargestellten Verbindungen zwischen Präfiguration und utopischem Denken, inwiefern der Ex-Sultanmarkt als utopisch, bzw. als realutopisch verstanden werden kann (Kapitel 5.1). Anschließend lege ich dar, welche politischen Dimensionen und Potenziale dem Ort innewohnen, wobei ich mich auf ein relationales, erweitertes Politikverständnis stütze (Kapitel 5.2). Schlussendlich betrachte ich das untersuchte Beispiel im Kontext verschiedener Entwicklungsprozesse und -kräfte, die im und auf den Stadtteil wirken, und diskutiere Chancen und Limitationen präfigurativen Placemakings als Strategie transformativen Stadtmachens.

5.1.1 Der Ex-Sultanmarkt als reale Utopie?

Im Anschluss an die in Kapitel 2.1.4 und 2.1.5 dargelegten theoretischen Konzepte möchte ich diskutieren, inwiefern das untersuchte Projekt als utopisch oder realutopisch zu verstehen ist. Azadeh nutzt selbst mehrfach und unaufgefordert das Wort Utopie, um über den Ex-Sultanmarkt und die Arbeit des Projekts zu sprechen (I2: 188; Anhang I: 6). Sie verknüpft mit dem Ort eine utopische Intention:

Ich würde sagen, dass der Ex-Sultanmarkt ist, oder das ist zumindest auch meine Utopie, dass der Ex-Sultanmarkt schafft, die Neustadt als eine Community, als eine ganze Community zusammenzubringen. (I2: 222)

Die Frage, inwiefern das Projekt utopisch ausgerichtet ist, sorgt jedoch für Diskussion zwischen Frank und Azadeh.

B1 (Frank): Ja, ich habe da nicht so/ Ich bin kein Utopist. Ich bin Realist.

B2 (Azadeh): ALS OB! Als ob.

B1: (lacht) Ich habe keine wirkliche, also ich/

B2: Frank, das ist alles aus Utopie entstanden!

B1: Ja, ok.

B2: Das würde ich sagen. Auf jeden Fall.

B1: Ja gut, aber nicht berechnet oder so.

B2: Nee, aber ich würde sagen, dass wir, also wir unterhalten uns ja auch viel//

B1: Das ist das würde ich eher als Idealist bezeichnen.

B2: Ja also, aber das ist ja trotzdem, also wir malen uns schon unsere Utopien aus.

B1: Wir malen uns unsere Welt aus. Ja, das stimmt. Und wir haben eine Vorstellung, wie es sein soll, und wir arbeiten auch daran, andere ähm ähm zu überzeugen. Aber wohin das alles führt, ist komplett offen. (I2: 189–199)

Nach dieser Feststellung resümiert Frank im Rückblick auf zwei Jahre Ex-Sultanmarkt, dass das Projekt auf einer Utopie aufbaue: „[I]m Nachhinein gesehen, ist es ein bisschen gespenstisch, dass es genauso abgelaufen ist, wie das in dem Antrag drinsteht. DAS war eine Utopie, der Antrag. Das war ECHT eine Utopie.“ (I2: 240). Er berichtet davon, dass die Geldgeber*innen die im Förderantrag enthaltene Vision, dass mal ein „Kulturhaus“ entstehen würde, zu Beginn des Förderzeitraums für unwahrscheinlich erklärt hätten (I2: 242). Diese Aussagen beinhalten das prozesshafte Verständnis von Utopie als Zielhorizont,

der nicht statisch und geschlossen, sondern dynamisch und handlungsleitend ist und auf den man sich durch präfiguratives Handeln schrittweise hinbewegt.

Der Ex-Sultanmarkt ist keine Utopie im herkömmlichen Sinne eines vollkommenen, idealen oder perfekten Ortes. Anders als klassische Utopien ist er weder statisch noch konfliktfrei (Schölderle 2012: 14). Auch Auseinandersetzungen, Widersprüchlichkeiten und Uneindeutigkeiten gehören hier zu Realität. Bei Treffen des Kulturrats ist die Rede von zwischenmenschlichen Antipathien, Konflikten zwischen verschiedenen dort vertretenen Bevölkerungsgruppen und einer Opposition zwischen Politik und „Verwaltungsmenschen“ einerseits und Bevölkerung andererseits (Anhang I: 5). Auch die Organisationsstruktur und Machtverhältnisse innerhalb des Projekts bergen Widersprüchlichkeiten. Das lässt sich exemplarisch an Frank und seiner Rolle veranschaulichen. Als Projektleiter hält er die Hauptverantwortung und Entscheidungsgewalt inne. Gleichzeitig möchte er ausdrücklich Verantwortung auf andere übertragen, Mitgestaltung und Selbstverwaltung ermöglichen und insbesondere benachteiligte Bevölkerungsgruppen empowern.³⁹ Des Weiteren ist der Aufbau von Vertrauen und Beziehungen mit und unter den verschiedenen Akteur*innen, die im Ex-Sultanmarkt aktiv sind, stark von Frank persönlich abhängig (Anhang I: 2, 5). Das bedeutet, dass ohne ihn ein zentraler, möglicherweise existenzieller Knotenpunkt im Netzwerk verschwinden würde.

Hier zeigt sich das Dilemma des Übergangs und die präfigurative Gleichzeitigkeit von An- und Abwesenheit: das *Schon–und–doch–noch–nicht*. Placemaking-Prozesse sind häufig auf visionäre Einzelpersonen oder Kleingruppen angewiesen, die zwischen der lokalen Ebene und übergeordneten politischen Instanzen und (Förder-)Strukturen vermitteln (Silberberg 2013: 55). Das birgt die Gefahr, dass Beteiligung und Ermächtigung von Community in solchen Situationen abhängig von Personen und Mechanismen sind, die – bewusst oder unbewusst – entscheiden, wer aktiv einbezogen wird, und somit auch Ausschlüsse (re)produzieren können. Auch wenn Frank die Offenheit des Ortes betont, bleibt er *Gatekeeper*, der letztlich über die Nutzung des Raumes und Verteilung von Fördermitteln entscheiden kann. Nachhaltige Teilhabe, Empowerment und Emanzipation von Community sind nur durch den Aufbau demokratischer Strukturen und Prozesse zu gewährleisten, die Macht dezentral verteilen und im Prozess die Fähigkeiten, das Wissen und den Antrieb der Beteiligten bilden. Gerade darin liegt das politische (Macht-)Potenzial präfigurativer Praxis, das andersartige Organisationsformen und Beziehungsweisen kollektiv aufbaut und einübt.

Das untersuchte präfigurative Placemaking stellt eine interstitielle Praxis dar, die sich in einer Nische im städtischen Gefüge etabliert, sich verstetigen und ausweiten möchte, um deren Existenz jedoch gekämpft werden muss. Sie belebt den von Brachflächen und Leerstand geprägten Zwischenraum im Herzen der Neustadt und füllt damit die Leerstelle, die im Zuge des Sanierungsprozesses im sozialen und

³⁹ Dies äußert sich auch darin, dass Frank nicht als alleiniger Sprecher des Projekts interviewt werden möchte und stattdessen Azadeh als Interviewpartnerin an seiner Seite vorschlägt (vgl. Kapitel 3.3.3).

symbolischen Gefüge des Quartiers entstanden ist. Die Initiative ist realutopisch, denn sie ist in der lokalen Realität mit ihren Widersprüchen, Uneindeutigkeiten und Konflikten verankert, und orientiert sich zugleich an utopischen Visionen und Idealen. Sie ist kritisch und widerständig gegenüber den herrschenden Verhältnissen. Und sie erweitert den Horizont dessen, was als ‚gangbar‘ erachtet, indem sie präfigurativ eine Alternative zum Status quo erfahrbar macht, positive Bilder und Narrative schafft und schon hier und jetzt die Lebensqualität der Menschen vor Ort verbessert (Wright 2017: 446–7).

5.1.2 Ein Ort des Politischen in der Neustadt

Laut der Philosophin Hannah Arendt entsteht „Politik [...] im Zwischen und etabliert sich als der Bezug.“ (Arendt 1993: 11). Arendt verankert dieses Verständnis in der Pluralität der Menschen: „Politik handelt von dem Zusammen- und Miteinander-Sein der *Verschiedenen*“ (1993: 9, Herv. im Original). Durch gemeinsames Handeln und Sprechen als grundlegend politische Akte wird laut Arendt eine Öffentlichkeit hervorgebracht, in der Menschen voreinander „in Erscheinung treten“ (ebd.) und kollektiv Machtpotenzial realisieren können (ebd.: 252).⁴⁰ Das „räumliche Zwischen“, das hervorgebracht wird „wo immer Menschen sprechend und handelnd miteinander umgehen“ bezeichnet sie als „Erscheinungsraum“ (1998: 250–1). Das präfigurative Placemaking im Ex-Sultanmarkt konstituiert nicht nur einen Place, sondern auch einen Erscheinungsraum, der kollektiv zwischen den Menschen hergestellt wird und in dem die plurale Stadt(teil)gesellschaft in einer Öffentlichkeit erscheinen kann.

Judith Butler schließt an Arendts Politikbegriff an und denkt darüber hinaus, indem sie die materiellen Bedingungen und körperlichen Dimensionen politischen Handelns unterstreicht. Ihr zufolge wird „jedes Handeln unterstützt [...] und [ist] unweigerlich körperlich“ (2018: 100). Sie veranschaulicht am Beispiel ebenjener Platzbesetzungsproteste, die oben bereits als prominente Beispiele präfigurativer Politik angeführt wurden, dass die materielle Umgebung (dort: Platz und Straße) „Stütze des Handelns“ ist (ebd.: 98) und somit selbst produktiv wirken kann. Für Butler stehen kollektives Handeln und seine materielle Umwelt in einem ko-konstitutiven Verhältnis. Das verkörperte Handeln einer Allianz, die eine andere Zukunft fordere, so Butler, übe performative Kraft aus (ebd.: 102). Sie argumentiert,

dass die gemeinsamen Aktionen den Raum selbst einnehmen – sie schaffen den Platz, sie beleben und organisieren die Architektur. So sehr wir darauf bestehen müssen, dass die materiellen Voraussetzungen für die öffentliche Versammlung und die öffentliche Rede vorhanden sind, so sehr müssen wir auch fragen, wie Versammlung und Rede die Materialität des öffentlichen Platzes umgestalten und den öffentlichen Charakter dieser materiellen Umgebung hervorbringen beziehungsweise wieder hervorbringen können. (ebd.: 97)

⁴⁰ Dieses relationale Verständnis von Politik und Macht lässt sich konzeptionell auch auf den Staat oder die Stadt übertragen, was Hannah Arendt mit Bezug auf die altgriechische *Polis* artikuliert: „So ist die Polis genau genommen nicht die Stadt im Sinne ihrer geografischen Lokalisierbarkeit, sie ist vielmehr die Organisationsstruktur ihrer Bevölkerung, wie sie sich aus dem Miteinanderhandeln und -sprechen ergibt; ihr wirklicher Raum liegt zwischen denen, die um dieses Miteinander willen zusammenleben, unabhängig davon, wo sie gerade sind.“ (1998: 249–50).

Butler folgert, dass auch die materielle Umgestaltung und Umfunktionierung des öffentlichen Raums Formen des politischen Handelns seien (ebd.). So stellen wir im Anschluss an Arendt und Butler fest, dass das untersuchte präfigurative Placemaking einen Ort des Politischen im Stadtteil herstellt. Der Ex-Sultanmarkt ist dabei zugleich Voraussetzung und Manifestation dieser Praxis. Er ist materieller Schauplatz und *Stütze des Handelns*, die durch den Placemaking-Prozess als bedeutungsvoller Place konstituiert und umgestaltet werden und als öffentlicher Ort der Begegnung und des Austauschs dienen. Diese Überlegungen untermauern das Verständnis präfigurativer Politik, das Transformationspotenzial in vermeintlich vor- oder apolitischen, alternativen Alltagspraktiken lokalisiert.

Das präfigurative Placemaking im und um den Ex-Sultanmarkt herum erschafft einen offenen und inklusiven Ort als Gemeingut im Herzen des Stadtteils, an dem Bewohner*innen des Quartiers zusammenkommen und sich über die Entwicklung ihrer Lebenswelt, über ihre Bedürfnisse, Zukunftsvisionen und über das Zusammenleben im Stadtteil austauschen können. Der Ex-Sultanmarkt ist für die Neustadt das, was Davide Brocchi (2022a: 407) nach dem Vorbild der antiken Agora, dem öffentlichen „Platz inmitten der altgriechischen Polis“, an dem Bürger⁴¹ regelmäßig zusammenkamen, um über die Stadtentwicklung zu bestimmen, eine neue, „erweiterte Agora“ nennt. Er beschreibt damit Orte, an denen sich Nachbarschaften versammeln, Bürger*innen mitgestalten und sich austauschen können, wo Kunst und Kultur im öffentlichen Raum stattfinden können, Alternativen erprobt und weiterentwickelt werden (ebd.). Insbesondere soziokulturelle Initiativen und Orte können laut Brocchi als neue Formen der Agora und als „Lernzone“ zwischen Politik und Kultur, Kunst und Gesellschaft dienen (ebd.: 536).

Gerade in Zeiten der Krise der Demokratie braucht es außerparlamentarische Räume, in denen die Demokratie gelebt und weiterentwickelt wird. Soziokulturelle Initiativen [...] fördern das Empowerment von Nachbarschaften und aktivieren die Bürger*innen als Künstler*innen, die die eigene Stadt als „soziale Plastik“ mitgestalten. (ebd.)

Das untersuchte Placemaking schafft einen *Platz* im Sinne der Agora, an dem Teilhabe und Deliberation, nachbarschaftliche Beziehungsarbeit und gelebte Demokratie im Quartier praktiziert werden können, und der als wichtiges gemeinsames Identifikationselement in der heterogenen, multikulturellen Neustadt dient. Dabei geht es nicht allein um die Herstellung von Sichtbarkeit, sondern vor allem um Handlungsfähigkeit.⁴² Die Prozesse im Ex-Sultanmarkt können als Ausgangspunkt für „*an empowering consciousness of collective agency and possibility among the local community*“ (Taylor u. a. 2020: 23) dienen und somit zu einer demokratischen Wiederbelebung „*from the bottom up*“ beitragen (ebd.: 9).

Das politische Potenzial des präfigurativen Placemakings im Ex-Sultanmarkt liegt im *Miteinander der Verschiedenen*. Meinungsverschiedenheiten, Differenzen und (mögliche) Konflikte sollten nicht zugunsten eines oberflächlichen harmonischen Miteinanders ausgeblendet werden. Dann besteht das

⁴¹ vgl. Fußnote ²⁹.

⁴² Dies wird exemplarisch an den DaZ-Theaterworkshops deutlich, die Elvira und Muriel mit Schulkindern im Ex-Sultanmarkt durchführen. Das Ziel dabei ist keine öffentliche Auf- oder Vorführung, sondern das Empowerment, die Stärkung des Selbstbewusstseins der Kinder (I5: 38–41).

Risiko, bei einem Verständnis von Multikulturalität zu stagnieren, bei dem Kultur und Diversität auf folkloristische Elemente wie Musik, Essen und Tanz reduziert werden und vor allem der Markierung nationaler Identität dienen. Gesellschaftliche Konfliktlinien und Vorurteile bleiben dann jedoch unbearbeitet. Stattdessen sollte Dissens ausgesprochen, ausgehalten und ausgehandelt werden, weil dadurch Pluralität zum Ausdruck kommt und interkultureller Dialog entstehen kann. Elvira meint, nur wenn klar sei, welche Werte, Haltungen, und kulturellen Identitäten verschiedene Gruppen und Akteur*innen im Ex-Sultanmarkt vertreten, und man sich über eine gemeinsame, geteilte Grundlage verständige, könne man wirklich gemeinsam etwas aufbauen (I5: 61). Sie wünscht sich, „dass der Ort als neutraler Ort betrachtet wird im Sinne von: Jeder darf [...] hier sein, aber [man muss] auch klar sagen, welche Orientierung, welche Haltung [man hat, MF]“ (I5: 57).

Also ich denke, das ist mir ganz, ganz wichtig, dass man auch den Mut hat zu sagen, ich denke so. Was denkst du darüber? Nein, ich denke was anderes. Und dann müssen wir dann einen gemeinsamen Weg finden. (I5: 63)

Der Ex-Sultanmarkt bietet die Grundlage dafür, solche Fragen, Verschiedenheiten und Konflikte gemeinsam auszuloten (I5: 58). Für Elvira bedeutet dies „das größte Potenzial dieses Ortes“, weil dadurch die Möglichkeit entstehe, sich bewusst füreinander zu entscheiden und gemeinsam Dinge zu gestalten (I5: 57).

5.1.3 Präfiguratives Placemaking als Strategie transformativen Stadtmachens?

Schließlich möchte ich Möglichkeiten und Grenzen präfigurativen Placemakings als Strategie transformativen Stadtmachens diskutieren. Dabei problematisiere ich auch eine theoretische Verengung des Strategiebegriffs. Das untersuchte Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ wirkt im Spannungsfeld komplexer und interdependenter Prozesse und Kräfte, welche die Entwicklung des Stadtteils beeinflussen. Dies möchte ich an konkreten lokalen Beispielen illustrieren, die in direkter Nähe zueinander im Zentrum der Neustadt liegen.⁴³ Das geplante Bauvorhaben neuer Wohneinheiten an Stelle des ehemaligen Edeka-Marktes steht symbolisch für eine Entwicklung, die durch Kommunalpolitik, Stadtplanung und -verwaltung vorangetrieben wird. Der bereits 2000 begonnene Sanierungsprozess, dessen Ziele in einem Integrierten Entwicklungs- und Handlungskonzept der Stadt festgehalten sind (Stadt Flensburg 2018), wird durch planerische, regulatorische, und von klassischer Expert*innenschaft geprägte Instrumente und Verfahren bestimmt. Die lokale Bevölkerung soll dabei im Rahmen des Förderprogramms „Soziale Stadt“ unter anderem durch das Quartiersmanagement und Beteiligungsverfahren, bzw. durch „Sanierungstreff“ genannte Informationsveranstaltungen (ebd.: 11) miteinbezogen werden.

⁴³ Ich begrenze mich hier schematisch auf drei lokale Beispiele. Zugleich wirken auch übergeordnete Dynamiken und Kräfte auf die Entwicklung des Stadtteils, zu denen beispielhaft globale Migrationsbewegungen, staatliche Politiken und Förderregime, die Finanzialisierung von Wohnraum sowie die Entwicklung des Online-Handels (I1: 28) zählen.

Außerdem beeinflussen (privat-)wirtschaftliche Akteur*innen und Dynamiken die Entwicklung des Stadtteils. Ein besonders augenfälliges Beispiel hierfür stellt die post-industriell umgenutzte Walzenmühle dar. Diese wurde Mitte der 2000er-Jahre von Investoren zu einem „Medien- und Kulturwirtschaftszentrum“ mit „Loftbüros“ und Raum für Einzelhandel umgebaut (Projektgesellschaft Arbeitsgemeinschaft Walzenmühle o. D.), wozu auch öffentliche Fördermittel in Höhe von 4,9 Millionen Euro beigesteuert wurden (Schwensen 2007: 46). Dies steht beispielhaft für eine neoliberale Stadtentwicklungspolitik, die auf ökonomischen Aufschwung durch die Förderung kreativ- und kulturwirtschaftlicher Prestigeprojekte und *Private-Public-Partnerships* abzielt (Swyngedou 2013: 143; vgl. Kapitel 2.2.3). Heute dient die Walzenmühle als Standort der regionalen Kreissparkasse, des Arbeitgeberverbands, der CDU, eines Weinhandels sowie weiterer Unternehmen.

Als weitere Kraft wirken zivilgesellschaftliche Akteur*innen, für die in der hier beschriebenen Konstellation exemplarisch der Ex-Sultanmarkt steht. Als Form des community-zentrierten Placemakings entwickelt sich die untersuchte Initiative aus und mit den Bedürfnissen und Interessen der Menschen vor Ort und gestaltet den Stadtteil informell ‚von unten‘. Dieser offene, soziokulturelle Ort, der Soziales, Kulturelles, Kunst und Bildung im Sinne des von Courage beschriebenen *Social Practice Placemakings* (vgl. Kapitel 2.2.3) verbindet, stellt eine wichtige Dienstleistung für die lokale Bevölkerung bereit. Dabei handelt es sich um eine interstitielle Praxis, die im Kleinen vorläufig, experimentell und prozesshaft Potenziale sichtbar und erfahrbar macht. Sie steht in einem Machtungleichgewicht zu den beiden anderen Kräften. Ihr direkter Einfluss auf Entscheidungen, welche die Entwicklung des Stadtteils betreffen, ist begrenzt und abhängig von dominanten Machtstrukturen und Prozessen.

Der präfigurativ-politische Fokus auf einzelne Orte, die Etablierung loklräumlicher Strukturen und alternativer mikropolitischen Alltagspraktiken wird vielfach kritisiert (Sörensen 2023: 133):

Die Kleinräumigkeit – an dieser Stelle fließen die Vorwürfe der Selbstreferenzialität und der Selbsttäuschung mit ein – verdamme die Aktivist*innen zum Verharren in Nischen der Unsichtbarkeit oder zumindest der äußerst eingeschränkten öffentlichen Wahrnehmbarkeit und gehe damit des Anspruchs auf Verallgemeinerung eines emanzipatorischen Miteinanders verlustig. (ebd.: 134)

Dieser Vorwurf stellt infrage, ob derartige Praktiken im Angesicht mächtiger Strukturen und komplexer globaler Krisen und Verflechtungen überhaupt signifikanten, systemischen Wandel bewirken können.

Wright führt dies in Bezug auf interstitielle Praktiken weiter aus:

Viele dieser Bemühungen um den Aufbau alternativer Institutionen können zwar wünschenswerte Werte verkörpern und sogar emanzipatorische gesellschaftliche Verhältnisse vorwegnehmen, sie stellen aber keinerlei ernstzunehmende Gefährdung bestehender Macht und Herrschaftsverhältnisse dar. Gerade weil es sich um „Freiraum“-Tätigkeiten handelt, können sie nur Räume besetzen, die der Kapitalismus ihnen „überlässt“. (Wright 2017: 441)

Bezogen auf den Kontext dieser Arbeit ließe sich fragen, ob präfigurative städtische Orte überhaupt ihrem Anspruch genügen können, Stadt gerechter und lebenswerter zu machen, oder ob sie nicht eigentlich begrenzte Nischenphänomene sind, die womöglich vom Mainstream vereinnahmt werden oder sogar unfreiwillig systemstabilisierend wirken.

Im Falle des Ex-Sultanmarktes könnte eine derartige Vereinnahmung, bzw. unfreiwillige systemstabilisierende Wirkung so aussehen, dass er zwar zunehmend anerkannt und auch seitens der Stadt finanziell gefördert wird, das, was dort vorgelebt wird, jedoch keine Veränderung der übergeordneten (Macht-)Strukturen und Prozesse bewirkt. So dient er womöglich als ‚Multikulti Vorzeigeprojekt‘ und als Lückenfüller einer mangelhaften Stadtentwicklungs-, Kultur- und Integrationspolitik oder gar als Motor von Aufwertung, Gentrifizierung und Verdrängung vulnerabler Bevölkerungssteile aus dem Stadtteil. Hier offenbart sich zudem eine Ambivalenz, wenn der Ex-Sultanmarkt vornehmlich unter dem Banner von Multikulturalität und Internationalität existiert. Während dies einerseits die Besonderheit und Stärke des Ortes ausmacht, kann der Ex-Sultanmarkt so andererseits auch als Ausgrenzungs- bzw. Einhegungsmechanismus für ‚migrantische‘ und ‚fremde‘ Kultur(en) dienen, denen ein Raum *überlassen* wird, anstatt sie als gleichwertigen Teil einer postmigrantischen, *neuen deutschen* Realität anzuerkennen und zu integrieren.

Die Frage der Verstetigung und Ausweitung präfigurativ-politischer Praktiken scheint also zentral, wenn sie nicht ‚Blasenphänomen‘ bleiben sollen, das in seiner Begrenztheit eher an klassische Inselutopien erinnert, anstatt sukzessive die Erosion und Ablösung des vorherrschenden Systems zu bewirken. Diese transformationstheoretisch relevante und realpolitisch motivierte Frage ist schon immer Teil der Debatte um präfigurative Politik gewesen (vgl. Kapitel 2.1.3). Aus dieser Perspektive argumentieren diverse Vordenker*innen präfigurativ-politischer Praxis, die für eine Kombination präfigurativer Praxis mit politischen Ansätzen im engeren Sinne auf dem Terrain des Staates plädieren (Sörensen 2023: 52). Auch Wright spricht sich für einen „strategischen Pluralismus“ aus (Wright 2015b: 104), denn er bezweifelt, dass die von ihm unterschiedenen drei Transformationslogiken Bruch, Symbiose und zwischenräumliche Transformation jeweils für sich alleine erfolgreich sein können. Er betont die Notwendigkeit von Kämpfen und konflikthafter Auseinandersetzung, die Möglichkeitsräume schaffen und Erungenschaften verteidigen. Wright plädiert für ein Wechselspiel zwischen interstitiellem und symbiotischem Ansatz, gegebenenfalls flankiert durch Elemente einer auf Konfrontation, Widerstand und Bruch orientierten Strategie (ebd.:102–3). Rosswog und Brit fassen eine solche Strategie programmatisch mit den Worten „Widerstand leisten, Austausch anregen und Utopien leben“ zusammen (2020: 242).

Gleichzeitig birgt der Fokus auf Skalierbarkeit und ‚strategische‘ Ziele das Risiko, die dichotome Trennung von präfigurativem versus instrumentellem/strategischem Handeln aufrecht zu erhalten, dabei den Politikbegriff auf ein staatsfixiertes, institutionelles Verständnis zu reduzieren und so etablierte Denk-

und Machtstrukturen zu reproduzieren. Wird Politik allein in diesem engeren Sinne verstanden, werden „[v]isions of more radical transformations, and prefigurative efforts to realize those visions, on however small a scale as exemplar and practicum of what-might-be“ zwangsläufig als unpolitisch erklärt, konstatiert Brisette, und „[i]nspiration, vision, even hope are sidelined, overlooked in favour of the rational, strategic and ultimately pragmatic.“ (2016: 112). Ebendiese Verengung versuchen zeitgenössische präfigurativ-politische Praktiken aufzuweiten (ebd.). Sie sind als *anders politisch* und *anders strategisch* zu verstehen (Sörensen 2023: 76). Ein kritisches Hinterfragen und Aufweiten des Strategie-Begriffs impliziert keineswegs die Abwesenheit konkreter Ziele und Forderungen. Es handelt sich vielmehr um eine Öffnung dessen, was als strategisch gilt, und wie Ziele – und die Frage nach ihrem Erfolg – jenseits vorherrschender Denk- und Machtstrukturen verstanden werden können (Maeckelbergh 2016). Das Ziel präfigurativer Politik ist nicht, jemanden in einer Machtposition dazu zu bringen, ihre Ziele anzuerkennen und darauf zu reagieren. Ihr Ziel ist tiefgreifender und umfassender: „*reimagining society through experimenting with new political practices*“ (ebd.: 24).

Azadeh und Frank beteuern beide, dass das Projekt „keine politische Agenda“ verfolge (I2: 153, 158). Frank sagt, der Ex-Sultanmarkt sei kein politischer Ort (I2: 227). Solche Aussagen unterstreichen seine Auffassung der inklusiven Funktion von Kunst und Kultur und des Projekts.⁴⁴ Hier ließe sich eine apolitische Selbstgenügsamkeit anprangern, folgte man dem häufigen Vorwurf gegenüber präfigurativer Politik. Es ist jedoch offenkundig, dass sich der hier von Frank und Azadeh verwendete Politikbegriff auf ein enges, institutionelles Verständnis bezieht, das sich vom weiten, relationalen Politikbegriff Arendts unterscheidet. Dass die erweiterte politische Dimension des Ortes auch Frank bewusst ist, wird in Aussagen wie dieser klar:

Das Komische ist, wir sind ja [...] keine Partei, kein politischer Verein, wir sind ja eigentlich Kunstverein. Aber wir sind schon heftig in diese zivilgesellschaftliche Arbeit hineingerutscht, sag ich mal. (I2: 211)

Auch Azadeh ist sich sicher, dass das, was im Ex-Sultanmarkt passiert, politisch ist (I2: 149). Veranstaltungen wie den gemeinsam von Palästinenser*innen und Ukrainer*innen organisierten Begegnungsabend versteht sie als politisch (I2: 162–165) und bezeichnet außerdem die Themen und Botschaften, die in den künstlerischen Arbeiten an der Außenwand des Gebäudes verhandelt werden, als „SEHR stark politische Statements“ (I2: 153). Wenn Frank sagt, er scheue den Politikbegriff, weil Politik für ihn „ein typischer Spalter“ sei (I2: 156), kommt darin eine Skepsis gegenüber etablierten Strukturen und Mechanismen des ‚politischen Systems‘ zum Ausdruck. Zugleich kann es als Weigerung verstanden werden, sich an dieses System und seine Denkmuster anzupassen. Frank beklagt bei einem Treffen des

⁴⁴ „Und wenn der Ex-Sultanmarkt das beibehalten kann mit der Kunst und der Kultur, das sollte er machen, dann gibt es einen Ort für alle, die sich/ Also alle interessieren sich am Ende auch für Kunst und Kultur.“ (I2: 227)

Kulturrats, dass ihm seitens der Stadt zu häufig gesagt werde, dass etwas unmöglich sei. Von diesem Denken möchte er sich lösen und stattdessen die Türen für Neues öffnen (Anhang I: 5).

Die in dieser Arbeit vorgenommene Analyse zeigt die transformatorischen und widerständigen Potenziale, die präfigurativen Orten und den Prozessen, die sie konstituieren, innewohnen. Verstehen wir Stadt nicht allein als Ergebnis institutionell-politischer und planerischer Prozesse und Entscheidungen, sondern als Resultat alltäglicher, verkörperter und gelebter Praktiken – ein performatives *doing Stadt* – dann sind alternative, präfigurative Praktiken als mikropolitische Akt zu verstehen, der die Reproduktion des Status quo unterbricht. Es ist ein *un-doing* von Stadt, das sie sodann kollektiv und performativ andersartig herstellt: transformatives Stadtmachen. Präfiguratives Placemaking macht utopische Potenziale sichtbar und erfahrbar und öffnet somit Möglichkeitsräume für Neues. Es ist eine radikal politische Praxis, die das ‚Unmögliche‘ infrage stellt, alternative Zukunftsvisionen artikuliert und dabei Raum für Dissens und Auseinandersetzungen um mögliche zukünftige Entwicklungslinien schafft (Swyngedouw 2013: 154). Die Grenzen dessen, was als möglich erachtet wird, werden dabei kollektiv kontinuierlich neu ausgehandelt (Brissette 2016: 116).

Abschließend möchte ich einige konkrete Implikationen für die untersuchte Initiative diskutieren.⁴⁵ Obwohl es den Verantwortlichen des Projekts gelungen ist, eine institutionelle Förderung durch die Stadt zu erwirken, die zumindest zeitweilig und ansatzweise den Fortbestand des Ex-Sultanmarktes ermöglicht (Anhang I: 9), ist seine Zukunft ungewiss. Quartiersmanager Dieter bezweifelt, dass sich der Ort dauerhaft halten lässt, und begründet dies mit der finanziellen Rentabilität des Gebäudes als Investitionsobjekt (II: 32). Er scheint es für gesichert und selbstverständlich zu erachten, dass die Stadt, der das Gebäude gehört, es an Investor*innen veräußern wird.⁴⁶ In einem Gespräch wird mir berichtet, der Eigentümer der benachbarten Walzenmühle, ein Investor mit umfangreichem Immobilienportfolio, sei kurz davor, das ‚Objekt‘ zu erwerben, um es zu entwickeln. Es scheint, als stehe dem Ex-Sultanmarkt dasselbe Schicksal bevor, das zuvor schon andere Kulturorte im Stadtteil ereilt hat. Muriel schildert, dass in der Vergangenheit wiederholt Kunst- und Kulturorte als Zwischennutzungen leerstehender Gebäude im Quartier existierten, die jedoch aufgrund fehlender finanzieller Förderung seitens der Stadt immer wieder verschwunden seien (I5: 77).

⁴⁵ Dabei bin ich mir der oben skizzierten Risiken einer ‚realpolitischen‘, ‚pragmatischen‘ Herangehensweise bewusst. Ich versuche im Sinne einer Öffnung strategischen Pluralismus so zu deuten, dass präfigurativ-politische Praxis nicht für politische Ziele instrumentalisiert oder durch sie legitimiert wird, sondern generativ, initierend und wegweisend ist.

⁴⁶ Eine derartige – vermeintliche – Alternativlosigkeit, die Wachstum, Aufwertung und Inwertsetzung als unhinterfragte Ziele von Stadtentwicklungspolitik voraussetzt, ist Ausdruck einer „postpolitischen“ städtischen Ordnung (Swyngedouw 2013), in der konfliktbehaftete Entscheidungen, welche die Allgemeinheit betreffen, nicht mehr in der politischen Arena ausgetragen werden. Stattdessen wird ein Konsens konstruiert, der es verhindert „für künftige städtische Möglichkeiten und Assemblagen abweichende, konfliktträchtige und alternative Entwicklungslinien zu artikulieren“ (ebd.: 148).

Um den Ex-Sultanmarkt oder einen vergleichbaren Ort als Gemeingut in der Neustadt zu erhalten, der offen und inklusiv im Zentrum des Stadtteils existiert und als Begegnungsort und Ausgangspunkt gesellschaftlicher Teilhabe und interkulturellen Miteinanders nicht nur im Stadtteil, sondern auch darüber hinaus dient, bedarf es auch eines Kampfes. Dieser muss das bisher errungene verteidigen, Anerkennung und finanzielle Förderung einfordern und sich gegen aktuelle Stadtentwicklungstendenzen wenden. Damit sich das Potenzial des Ortes und der Prozesse, die sich dort entwickeln, auch weiter entfalten und Früchte tragen kann, bedarf es einer Zusage seitens der Stadt, die den Ort und seine Zukunft sichert. Dieser Kampf sollte nicht simplistisch als ein ‚*unten gegen oben*‘ gerahmt werden.⁴⁷ Das verstellt den Blick für mögliche Bündnisse und Transformationspfade. Die im Kulturrat bereits vertretenen Fachbereiche der Stadtverwaltung, das Quartiersmanagement, lokale Kooperationspartner*innen wie Schulen und andere Akteur*innen aus dem Stadtteil könnten eine breite Allianz bilden, um gemeinsam an einer geteilten Vision für die Zukunft des Stadtteils zu arbeiten, die sich am Gemeinwohl und den Bedürfnissen und Interessen aller Bewohner*innen orientiert und die als Grundlage einer Mobilisierung der Menschen vor Ort dienen kann.

Das untersuchte präfigurative Placemaking kann als wichtiger Ausgangspunkt und Vorbild dienen, denn es macht schon jetzt Potenziale und Möglichkeiten sicht- und erfahrbar und schafft einen Dialograum, um partizipativ und koproduktiv an alternativen Narrativen und einer gemeinsamen Zukunftsvision zu arbeiten. Der Ex-Sultanmarkt dient als „*safe space*“ (Jeffrey und Dyson 2021: 654), um präfigurativ und experimentell Neues zu entwickeln. Dort werden schon jetzt Formen demokratischer Repräsentation und Mitgestaltung ausprobiert, welche erfolgreich die heterogene Bevölkerung aktivieren, zusammenbringen und empowern. Die von den Verantwortlichen des Projekts verfolgte Idee einer Stadtteilkonferenz als Forum für Austausch zwischen Vertreter*innen aus Politik, Verwaltung und der lokalen Bevölkerung (Anhang I: 9) ist ein Ansatz, um die informellen Prozesse und Strukturen zu verstetigen und für demokratische Ermächtigung und Teilhabe fruchtbar zu machen. Der Einsatz von Fördermitteln für professionelle Prozessmoderation oder Bildungsformate, welche gezielt die Fähigkeiten der Beteiligten erweitern, könnten diesen Prozess begleiten. Zudem könnten translokale Vernetzung und Austausch mit Projekten und Initiativen in anderen Städten, wie zum Beispiel Quartiersräten (Brocchi 2018: 114), inspirierend und bestärkend wirken.

⁴⁷ Frank stellt das Projekt in Opposition zu Stadtpolitik und -verwaltung dar, gegen die es sich zu behaupten habe. „Wir haben gemerkt, das, was wir hier machen, ist in der Politik noch nicht angekommen,“ erzählt er dem Kulturrat und fragt sich, ob „*die Politik*“ überhaupt möchte, was im Ex-Sultanmarkt geschieht (Anhang I: 6). Hier zeigt sich deutlich das in Kapitel 4.1.2 beschriebene Narrativ der Marginalisierung. Ungeachtet der realen Tatsachen liegt die Vermutung nahe, dass dieses Narrativ, mithilfe dessen man sich in Opposition zu einem Außen oder ‚da oben‘ definiert, auch eine identitätsstiftende Funktion hat. Dass diese Opposition (auch) durch subjektive Wahrnehmung und Deutung geprägt ist, zeigt z. B. die Äußerung eines Mitarbeiters der Stadt, der bei einem Treffen des Kulturrats sagt, er sei dabei, weil er genau das wolle, was der Verein auch will (Anhang I: 5).

6. Fazit

Im ersten Teil der Arbeit habe ich als theoretische Bausteine die Konzepte Präfiguration, bzw. präfigurative Politik, sowie Place und Placemaking umrissen und diskutiert. Dabei habe ich wesentliche Merkmale und prägende Debatten um die jeweiligen Ansätze herausgearbeitet und aus transformationstheoretischer Perspektive reflektiert. Schließlich habe ich beide Zugänge im Konzept des präfigurativen Placemakings miteinander verschränkt, das den Ausgangspunkt meiner empirischen Untersuchung bildete. Dieses Konzept hat sich, entfaltet und operationalisiert in meinen Forschungsfragen, als Analyseinstrument bewährt. Es bietet einen Rahmen und eine Hermeneutik, die für die forschende Auseinandersetzung mit der Fallstudie ertragreich war. Im Folgenden möchte ich noch einmal verdichtet zusammenfassen, inwiefern im untersuchten Fall präfiguratives Placemaking als Strategie transformativen Stadtmachens betrieben wird.

Das soziokulturelle Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“, das in dieser Arbeit anhand von qualitativen Interviews, Beobachtungen und theoretischen Perspektivierungen untersucht wurde, betreibt präfiguratives Placemaking. Mit künstlerischen und kulturellen Mitteln erreicht und involviert es die heterogene Bevölkerung vor Ort. Dabei werden die Ziele von Teilhabe und Empowerment der lokalen Community prozesshaft eingeübt und schrittweise realisiert. Die Akteur*innen gestalten kollektiv und ergebnisoffen die Entwicklung ihrer Lebenswelt mit, indem sie einen ehemaligen Supermarkt im durch Brachen und Leerstand geprägten Quartierszentrum der Flensburger Neustadt als Veranstaltungs- und Begegnungsort umnutzen. Sie eignen sich so einen Freiraum an und konstituieren dort einen bedeutungsvollen Place: den Ex-Sultanmarkt. Im Kleinen präfiguriert die Initiative Elemente einer erwünschten Zukunft: einen offenen, inklusiven Ort als Gemeingut im Herzen des Stadtteils, Möglichkeiten der Mitgestaltung und Mitbestimmung, insbesondere für marginalisierte Bevölkerungsteile, sowie interkulturelles Miteinander. Durch punktuelle Verschiebungen auf den Ebenen Materialität, Aktivität und Bedeutung macht der Placemaking-Prozess diese als mögliche, in der Gegenwart eingeschlossene Potenziale erfahrbar.

Durch die materiellen Veränderungen, die in Form von Kunstwerken und Möblierung, theatralen Interventionen auf der Straße und Stadtteilfesten auf dem Vorplatz des Ex-Sultanmarktes in den öffentlichen Stadtraum eingetragen werden, nimmt ein lebendiger, identitätsstiftender und anziehender Ort des Gemeinsamen buchstäblich Gestalt an. Sie verleihen dem ehemals leerstehenden Supermarkt eine wichtige Funktion für den Stadtteil, dem es sonst an sozialen Begegnungsorten fehlt. Das präfigurative Placemaking im und um den Ex-Sultanmarkt herum erschafft eine erweiterte Agora, wo Bewohner*innen des Quartiers zusammenkommen und sich über die Entwicklung ihrer Lebenswelt, über ihre Bedürfnisse, Zukunftsvisionen und über das Zusammenleben im Stadtteil austauschen können. Hier zeigt sich prägnant die präfigurative Wirkung auf die Bedeutungsdimension: Der untersuchte Placemaking-Prozess schafft aus einem verwaisten, unscheinbaren Gebäude einen Ort des Politischen im Stadtteil, an dem

Austausch und Deliberation, kollektive Gestaltung und Mitbestimmung möglich werden. Für die Aktiven im Ex-Sultanmarkt ist er Experimentier- und Freiraum, Begegnungsort und Dialograum, wo nicht nur an einer geteilten Zukunftsvision für den Stadtteil, sondern auch am gelingenden Zusammenleben in der pluralen, postmigrantischen Gesellschaft des Hier und Jetzt gearbeitet wird.

Meine empirische Forschung ist durch den begrenzten Rahmen und das kleine Sampling der Interviewpartner*innen limitiert. Insbesondere die Frage, wie Außenstehende das Projekt wahrnehmen, wird dadurch nur cursorisch behandelt. Auch die Thematik der Umsubjektivierung der beteiligten Akteur*innen konnte auf Basis meines Materials nur oberflächlich untersucht werden. Eine Fallstudie, bei der ein Beispiel präfigurativen Placemakings über einen längeren Zeitraum begleitet und untersucht wird, und das auch wiederholte Forschungsinterviews mit Akteur*innen einschließt, könnte hier tiefergehende Erkenntnisse generieren. Zudem wurden andere mögliche Beispiele präfigurativen Placemakings zugunsten einer eingehenden Fallstudie vernachlässigt. Eine vergleichende Betrachtung wäre aufschlussreich, um z. B. wiederkehrende Motive und Herausforderungen zu identifizieren. Dabei könnten insbesondere Beispiele interessant sein, die schon etablierter sind und explizit auf (stadt)politische Konzepte wie Recht auf Stadt oder revolutionäre Stadtteilarbeit Bezug nehmen (z. B. Utopiastadt Wuppertal oder Haus der Statistik in Berlin). Außerdem wäre eine Untersuchung von transdisziplinären Projekten wie Reallaboren oder Zukunftsstädten als Beispiele präfigurativen Placemakings interessant, bei denen Akteur*innen aus Stadtverwaltung, Wissenschaft und Zivilgesellschaft zusammenarbeiten. Hieraus könnten sich konkrete Handlungsempfehlungen für lokale Akteur*innen ergeben. Meine Arbeit bietet etliche theoretische Anknüpfungspunkte zur Vertiefung und zum Weiterdenken. Aus transformationstheoretischem Blickwinkel ist meines Erachtens insbesondere die Frage der Zeitlichkeit des Präfigurationskonzeptes interessant, weil sich daran geschichtsphilosophische Überlegungen anschließen lassen, die lineare Zeitlichkeits-, Zukunfts- und Fortschrittskonzepte infrage stellen.

In dieser Arbeit habe ich herausgearbeitet, dass präfiguratives Placemaking als eine Strategie transformativen Stadtmachens zu verstehen ist, durch die zivilgesellschaftliche Akteur*innen ‚von unten‘ kollektiv, intentional und experimentell ihre Quartiere und Städte verändern und nach ihren Bedürfnissen und Interessen, Visionen und Idealen (um)gestalten. Durch den partizipativen und kooperativen Prozess, der den städtischen Raum ebenso verändert wie die Beteiligten, bringen sie performativ ihren Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe und Einflussnahme auf die Gestaltung und Entwicklung ihrer Lebenswelt zum Ausdruck. Zugleich wirkt die Praxis immer in einem komplexen Spannungsfeld machtvoller Dynamiken und Strukturen, wie ich am Beispiel paralleler Transformationsprozesse aus der Flensburger Neustadt gezeigt habe. Mithin ist präfiguratives Placemaking, das sich an utopischen Visionen und Idealen orientiert, eine widerständige Praxis der Öffnung: Sie hinterfragt kritisch den Status quo, affirmiert das vermeintlich ‚Unmögliche‘, schärft den Blick für das, was noch nicht ist, aber sein könnte, und öffnet Möglichkeitsräume für andersartige Erfahrungen, Praktiken und künftige Entwicklungen. Damit schafft die Praxis konkrete, lokal situierte Ausgangspunkte für Wandel.

Literaturverzeichnis

- Angaud, Jean-Christophe (2021, 7. September). *Die praktische Utopie Gustav Landauers*. graswurzel-revolution. <https://www.graswurzel.net/gwr/2021/09/die-praktische-utopie-gustav-landauers/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Arendt, Hannah (1998). *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Arendt, Hannah (1993). Was ist Politik? In Ursula Ludz, (Hrsg.), *Was ist Politik?: Fragmente aus dem Nachlass (1950-1959)*. München: Piper.
- Arnstein, Sherry R. (1969). “A ladder of citizen participation”. *Journal of the American Institute of Planners*, Jg. 35, Nr. 4, S. 216–24.
- Baghai-Thordsen, Miriam (2023). Die Arbeit des Vereins 8001 im ex-sultanmarkt. In Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. (Hrsg.), *Transformation in der Neustadt. Wie Kunst und Kultur Menschen zusammenbringen kann. Eine Geschichte von vier Jahren Stadtteilarbeit 2019–2023*, S. 268–71. Flensburg: Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V.
- Balassiano, Katia, Maldonado, Marta Maria (2015). “Placemaking in rural new gateway communities”. *Community Development Journal*, Jg. 50, Nr. 4, S. 644–60.
- Belina, Bernd, Naumann, Matthias, Strüver, Anke (2014). Stadt, Kritik und Geographie. In Bernd Belina, Matthias Naumann, Anke Strüver (Hrsg.), *Handbuch kritische Stadtgeographie*, S. 14–19. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bloch, Ernst (1959). *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boggs, Carl (1977a). “Marxism, Prefigurative Communism, and the Problem of Workers’ Control”. *Radical America*, Jg. 11, Nr. 12, S. 99–122.
- Boggs, Carl (1977b). “Revolutionary process, political strategy, and the dilemma of power”. *Theory and Society*, Jg. 4, Nr. 3, S. 359–93.
- Brand, Ulrich (2009). *Die Multiple Krise. Dynamik und Zusammenhang der Krisendimensionen, Anforderungen an politische Institutionen und Chancen progressiver Politik*. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Brissette, Emily (2016). The Prefigurative Is Political: On Politics Beyond ‘The State’. In Ana Cecilia Dinerstein (Hrsg.), *Social Sciences for an Other Politics: Women theorizing without parachutes*, S. 109–20. Cham: Springer International Publishing.
- Brocchi, Davide (2022a). *By disaster or by design? Transformative Kulturpolitik: Von der multiplen Krise zur Nachhaltigkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Brocchi, Davide (2022b). *Orte des Widerstandes*. <https://www.davidebrocchi.eu/orte-des-widerstandes/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Brocchi, Davide (2021). *Mehr urbane Wildnis wagen*. <https://www.davidebrocchi.eu/urbane-wildnis/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Brocchi, Davide (2018). *Große Transformation im Quartier: zur partizipationsorientierten Quartiersentwicklung*. FGW-Studie Integrierende Stadtentwicklung (Nr. 6), Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung e. V. (FGW).

- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (Hrsg.) (2020). *Glossar zur gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung*. Bonn: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung.
- Bundesverband Soziokultur e. V. (2023a). *Was ist Soziokultur?* <https://soziokultur.de/bundesverband-soziokultur-definiert-was-ist-soziokultur/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Bundesverband Soziokultur e. V. (2023b). *Geschichte der Soziokultur*. <https://soziokultur.de/bundesverband-soziokultur-definiert-was-ist-soziokultur/geschichte/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Butler, Judith (2018). *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin: Suhrkamp.
- Calderon Lüning, Elizabeth, Clausen, Marco, Hiller, Christian, Ngo, Anh-Linh (2018). „Die Einübung einer anderen Vision von Stadt“. *ARCH+, An Atlas of Commoning: Orte des Gemeinschaftens*, Nr. 232, S. 88–91.
- CoDesign Studio (2019). *Better Cities for Better Lives. The Neighbourhood Project Research Report*, Melbourne.
- Courage, Cara (2020). The art of placemaking. A typology of art practices in placemaking. In Tim Edensor, Ares Kalandides, und Uma Kothari (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Place*, S. 623–33. Abingdon, Oxon; New York, NY: Routledge/Taylor & Francis Group.
- Cresswell, Tim (2009). Place. In Rob Kitchin, Nigel J. Thrift (Hrsg.), *International Encyclopedia of Human Geography* 8, S. 169–77. Amsterdam: Elsevier.
- Deutscher Städtetag (o. D.). *Geschichte des Deutschen Städtetages*, <https://www.staedtetag.de/ueberuns/geschichte> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Deutschlandfunk Kultur (2023). *50 Jahre Soziokultur*. <https://soziokultur.de/bundesverband-soziokultur-definiert-was-ist-soziokultur/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Dresing, Thorsten, Pehl, Thorsten (2018). *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*. 8. Auflage, Marburg: Dr. Dresing und Pehl GmbH.
- Dzudzek, Iris (2014). Kreative Stadt. In Bernd Belina, Matthias Naumann, und Anke Strüver (Hrsg.), *Handbuch kritische Stadtgeographie*, S. 184–9. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Eckardt, Frank (2018). *Gentrifizierung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Eckardt, Frank (2014). *Stadtforschung: Gegenstand und Methoden*. Wiesbaden: Springer VS.
- Ellery, Peter J., Ellery, Jane, Borkowsky, M. (2021). „Toward a Theoretical Understanding of Placemaking“. *International Journal of Community Well-Being*, Jg. 4, Nr. 1, S. 55–76.
- Entrikin, J. Nicholas, Tepple, John H. (2006). Humanism and Democratic Place-Making. In Stuart Aitken, Gill Valentine (Hrsg.), *Approaches to Human Geography*, S. 30–41. London: SAGE.
- Finn, Donovan (2014). „DIY urbanism: implications for cities“. *Journal of Urbanism: International Research on Placemaking and Urban Sustainability*, Jg. 7, Nr. 4, S. 381–98.
- Florida, Richard (2002). *The Rise of the Creative Class. And How it's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York: Basic Books.
- Foroutan, Naika (2019). *Die postmigrantische Gesellschaft: ein Versprechen der pluralen Demokratie*. Bielefeld: transcript.

- Foucault, Michel (1993). Andere Räume. In Heidi Paris, Stefan Richter, Karlheinz Barck, u. a. (Hrsg.), *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik: Essais*, 5. Auflage, S. 34–46. Stuttgart: Reclam.
- Ghodsee, Kristen Rogheh (2023). *Everyday utopia: what two millennia of wild experiments can teach us about home, family, hope, and happiness*, New York: Simon & Schuster.
- Görgen, Benjamin, Wendt, Björn (Hrsg.) (2020). *Sozial-ökologische Utopien: Diesseits oder jenseits von Wachstum und Kapitalismus?* München: oekom.
- Gonzáles, José (2021). “Visions”. Track 2 von *Local Valley*. City Slang; Mute.
- Harvey, David (2000). *Spaces of Hope*. Edinburgh University Press.
- Harvey, David (1993). From Space to Place and Back Again: Reflections on the Condition of Post-modernity. In Jon Bird (Hrsg.), *Mapping the Futures: Local Cultures, Global Change*, S. 3–29. London: Routledge.
- Helfferich, Cornelia (2004). *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Helfrich, Silke, Bollier, David (2014). Commons als transformative Kraft. Zur Einführung. In Silke Helfrich und Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Commons: für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*, 2. Auflage, S. 15–23. Bielefeld: transcript.
- Hellriegel, Maximilian, Schmitt Pacífico, Sara (2019). *Kompass für ein solidarisches Quartier – Reale Utopien für eine andere Stadtentwicklung*. Forum Humangeographie, Nr.16. Frankfurt am Main: Selbstverlag des Instituts für Humangeographie der Goethe-Universität Frankfurt am Main.
- Henderson, George (2009). Place. In Derek Gregory, Ron Johnston, Geraldine Pratt, Michael J. Watts und Sarah Whatmore (Hrsg.), *The Dictionary of Human Geography*, 5. Auflage, S. 539–41. Wiley-Blackwell.
- Holm, Andrej (2011). „Das Recht auf die Stadt“. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Jg. 8, Nr. 2011, S. 89–97.
- Hubbard, Phil (2005). Space/Place. In David Atkinson, Peter Jackson, David Sibley und Neil Washbourne (Hrsg.), *Cultural Geography. A Critical Dictionary of Key Concepts*, S. 41–48. London; New York: I.B. Tauris.
- IHR Sanierungsträger der Stadt Flensburg (2015). *Modellprojekte im Flensburger Norden*. „Soziale Stadt“ *Flensburger Neustadt*. https://www.ihrs.de/fileadmin/Content/PDF_und/Images/Publicationen/Publication_Modellprojekte_Flensburger_Norden.pdf (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Industrial Workers of the World (IWW) (2025). *Preamble, Constitution, & General Bylaws of the Industrial Workers of the World*. <https://www.iww.org/preamble/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Jeffrey, Craig, Dyson, Jane (2021). „Geographies of the future: Prefigurative politics“. *Progress in Human Geography*, Jg. 45, Nr. 4, S. 641–58.
- Kiupel, Inken (2023). Gelebte Vielfalt, *SOZIOkultur*, Jg. 33, Nr. 132, S. 16–17.
- Klein, Ezra, Graeber, David (2011): ‘You’re creating a vision of the sort of society you want to have in miniature.’, Washington Post. https://www.washingtonpost.com/blogs/ezra-klein/post/youre-creating-a-vision-of-the-sort-of-society-you-want-to-have-in-miniature/2011/08/25/gIQAXVg7HL_blog.html (letzter Zugriff am 23.06.2023).

- Koselleck, Reinhart (2016). *Begriffsgeschichten: Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. 3. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kruse, Jan (2015). *Qualitative Interviewforschung: ein integrativer Ansatz*, 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Weinheim; Basel: Beltz Juventa.
- Kuckartz, Udo (2016). *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung*, 3., überarbeitete Auflage. Weinheim; Basel: Beltz Juventa.
- Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. (Hrsg.) (2023a). *SUPER TRAFÖ - Supermarkt in Transformation. Projektschau Januar-Juni 2023*. Flensburg: Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V.
- Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. (Hrsg.) (2023b). *Transformation in der Neustadt. Wie Kunst und Kultur Menschen zusammenbringen kann. Eine Geschichte von vier Jahren Stadtteilarbeit 2019-2023*. Flensburg: Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V.
- Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. (Hrsg.) (2022a). *SUPER TRAFÖ - Supermarkt in Transformation. Vom Nahversorgungs-Ort zum temporären internationalen Kulturzentrum*. Flensburg: Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V.
- Kunst und Kultur Baustelle 8001 e. V. (2020). Transformation in der Neustadt (Präsentation im Rahmen des Sanierungstreff Neustadt). https://www.ihrsan.de/fileadmin/Content/PDF_und/Images/Neustadt/Anlage_2_UTOPOLIS_Transformation_in_der_Neustadt.pdf (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Lahner, Marion, Zimmermann, Karsten (2005). Integrierte Stadtteilentwicklung: Bedeutung, Zusammenhang und Grenzen von Place-making, Sozialkapital und neuen Formen der Local Governance. In Sylvia Greiffenhagen und Katja Neller (Hrsg.), *Praxis ohne Theorie? Wissenschaftliche Diskurse zum Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die Soziale Stadt“*, S. 219–36. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lefebvre, Henri (2023). Le droit à la ville. In Vittorio Magnago Lampugnani, Katia Frey, und Eliana Perotti (Hrsg.), *Anthologie zum Städtebau. Band III: Vom Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur zeitgenössischen Stadt*, S. 162–66. Berlin: Gebrüder Mann Verlag.
- Legge, Kylie (2013). *Future City Solutions*. Sydney: Place Partners.
- Levitas, Ruth (2017). *Where there is no vision, the people perish: A utopian ethic for a transformed future*. Centre for the Understanding of Sustainable Prosperity. <https://cusp.ac.uk/themes/m/m1-5/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Levitas, Ruth (2011). *The concept of utopia*, Oxford: Peter Lang.
- Lindenau, Mathias (2017). „Utopien, das wäre vielleicht eine Aufgabe, der ich gewachsen wäre“. In Alexander Amberger und Thomas Möbius (Hrsg.), *Auf Utopias Spuren*, S. 175–91. Wiesbaden: Springer VS.
- Loick, Daniel (2021). *Anarchismus zur Einführung*. 3. Auflage. Hamburg: Junius.
- Lydon, Mike, Bartman, Dan, Garcia, Tony, Preston, Russ, Woudstra, Ronald (2012). *Tactical Urbanism Volume 2: Short Term Action, Long Term Change*. Street Plans Collaborative. http://is-suu.com/streetplanscollaborative/docs/tactical_urbanism_vol_2_final (letzter Zugriff am 01.09.2025).

- Maeckelbergh, Marianne (2016). The prefigurative turn: The time and place of social movement practice. In Ana Cecilia Dinerstein (Hrsg.), *Social Sciences for an Other Politics: Women theorizing without parachutes*, S. 121–34. Cham: Springer International Publishing.
- Maeckelbergh, Marianne (2011). „Doing is Believing: Prefiguration as Strategic Practice in the Alter-globalization Movement“. *Social Movement Studies*, Jg. 10, Nr. 1, S. 1–20.
- Markusen, Ann, Gadwa, Anne (2010). *Creative Placemaking White Paper*. The Mayors' Institute on City Design, a leadership initiative of the National Endowment for the Arts in partnership with the United States Conference of Mayors and American Architectural Foundation.
<https://www.arts.gov/sites/default/files/CreativePlacemaking-Paper.pdf> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Mattissek, Annika, Pfaffenbach, Carmella, Reuber, Paul (2013). *Methoden der empirischen Humangeographie*. 2. Auflage, Neubearbeitung. Braunschweig: Westermann.
- Mayring, Philipp (2016). *Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken*. 6., überarbeitete Auflage. Weinheim; Basel: Beltz.
- Meireis, Sandra (2020). *Mikro-Utopien der Architektur: Das utopische Moment architektonischer Minimaltechniken*. Bielefeld: transcript.
- Meireis, Sandra (2018). Mikro-Utopien in der Architektur. In Irene Leser und Jessica Schwarz (Hrsg.), *utopisch dystopisch: Visionen einer ‚idealen‘ Gesellschaft*, S. 51–64. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Monticelli, Lara (Hrsg.) (2022). *The Future Is Now: An Introduction to Prefigurative Politics*. Bristol: Policy Press.
- Monticelli, Lara (2021). „On the necessity of prefigurative politics“. *Thesis Eleven*, Jg. 167, Nr. 1, S. 99–118.
- Monticelli, Lara (2018). „Embodying Alternatives to Capitalism in the 21st Century“. *tripleC: Communication, Capitalism & Critique. Open Access Journal for a Global Sustainable Information Society*, Jg. 16, Nr. 2, S. 501–17.
- Pierce, Joseph, Martin, Deborah G., Murphy, James T. (2011). „Relational place-making: the networked politics of place“. *Transactions of the Institute of British Geographers*, Jg. 36, Nr. 1, S. 54–70.
- Prell, Uwe (2020). *Die Stadt: eine Einführung für die Sozialwissenschaften*. Opladen; Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Project for Public Spaces (2007). *What is Placemaking?* <https://www.pps.org/article/what-is-placemaking> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Projektgesellschaft Arbeitsgemeinschaft Walzenmühle (o. D.). *Walzenmuehle Flensburg*.
<https://www.walzenmuehle-flensburg.de> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Raekstad, Paul, Dahl, Eivind (2020). *What is Prefigurative Politics? How large scale social change happens*. The Anarchist Library. <https://theanarchistlibrary.org/library/paul-raekstad-and-eivind-dahl-prefigurative-politics> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Raekstad, Paul, Gradin, Sofa Saio (2020). *Prefigurative politics: Building tomorrow today*. Cambridge: Polity Press.

- Redecker, Eva von (2012). Feministische Strategie und Revolution. In Christine Kley, Hilge Landweer, Simone Miller, u. a. (Hrsg.), *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies: Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie*, S. 17–37. Bielefeld: transcript.
- Relph, Edward (2008). *Place and Placelessness*. London: Pion Limited.
- Rodaway, Paul (2007). Humanism and people-centred methods. In Stuart Aitken und Gill Valentine (Hrsg.), *Approaches to Human Geography*, S. 263–72. London: SAGE.
- Rosswog, Tobi, Britt, Helen (2020). Wenn Utopie konkret wird. In Benjamin Görgen und Björn Wendt (Hrsg.), *Sozial-ökologische Utopien: Diesseits oder jenseits von Wachstum und Kapitalismus?*, S. 231–46. München: oekom.
- Sargent, Lyman Tower (1998). Utopianism. In Edward Craig (Hrsg.), *Routledge Encyclopedia of Philosophy*, S. 557–62. London; New York: Routledge.
- Schneekloth, Lynda H., Shibley, Robert G. (1993). „The practice of placemaking“. *Architecture & Behaviour*, Jg. 9, Nr. 1, S. 121–44.
- Schneidewind, Uwe (2019). *Die große Transformation: eine Einführung in die Kunst gesellschaftlichen Wandels*. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer.
- Schölderle, Thomas (2012). *Geschichte der Utopie: eine Einführung*. Köln; Weimar; Wien: Böhlau.
- Schürmann, Thomas (2006). *Placemaking als Konzept ökonomisch effizienter Standortaufwertung. Eine Analyse englischsprachiger Literatur*. Dortmund: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Schwensen, Broder (Hrsg.) (2007). *Die Flensburger Walzenmühle: Werden und Wandel 1889-2007*. Flensburg: Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte.
- Seamon, David (2014). Lived emplacement and the locality of being: A return to humanistic geography. In Stuart Aitken und Gill Valentine (Hrsg.), *Approaches to Human Geography*, S. 35–48. London: SAGE.
- Silberberg, Susan (2013). *Places in the Making: How placemaking builds places and communities*. Massachusetts Institute of Technology. <https://docslib.org/doc/5270647/places-in-the-making-how-placemaking-builds-places-and-communities-about-dusp> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Sörensen, Paul (2023). *Präfigurative Politik: Eine Einführung*. Wien; Berlin: Mandelbaum Verlag.
- Sörensen, Paul (2018). Now here? In Irene Leser und Jessica Schwarz (Hrsg.), *utopisch dystopisch: Visionen einer ‚idealen‘ Gesellschaft*, S. 133–49. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Spittler, Gerd (2001). „Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme“. *Zeitschrift für Ethnologie*, Jg. 126, Nr. 1, S. 1–25.
- Stadt Flensburg (2023a). *Flensburg in Zahlen*. <https://www.flensburg.de/Politik-Verwaltung/Stadtverwaltung/Statistik/Flensburg-in-Zahlen/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Stadt Flensburg (2023b). *Wahlen & Abstimmungen*. <https://www.flensburg.de/Politik-Verwaltung/Kommunalpolitik/Wahlen-Abstimmungen> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Stadt Flensburg (Hrsg.) (2023c). *Sozialatlas 2022*. https://www.flensburg.de/PDF/Sozialatlas_2022.PDF?ObjSvrID=2306&ObjID=13003&ObjLa=1&Ext=PDF&WTR=1&_ts=1674716073 (letzter Zugriff am 01.09.2025).

- Stadt Flensburg (2018). *Integriertes Entwicklungs- und Handlungskonzept Flensburg-Neustadt*. IHR Sanierungsträger der Stadt Flensburg. https://www.ihrs-an.de/fileadmin/Content/PDF_und/Images/Neustadt/Neustadt_IEHK_2018.pdf (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Stenglein, Ferdinand (2021). Die anarchistische Raumwende. Chronotopoi der Revolution um die Jahrhundertwende. In germane f. spoerri und Ferdinand Stenglein (Hrsg.), *anarchistische geographien*, S. 252–75. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Swyngedouw, Erik (2013). „Die postpolitische Stadt“. *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtfor-schung*, Jg. 1, Nr. 2, S. 141–58.
- SynVer*Z (Hrsg.) (2022). *Reallabore urbaner Transformation: Methoden, Akteure und Orte experi-menteller und ko-produktiver Stadtentwicklung am Beispiel der BMBF-Zukunftsstadtforschung*. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik.
- Taylor, Charles, Nany, Patrizia, Beaubien Taylor, Madeleine (2020). *Reconstructing Democracy. How Citizens Are Building from the Ground Up*. Harvard: Harvard University Press.
- Tuan, Yi-Fu (1975). „Place: An Experiential Perspective“. *Geographical Review*, Jg. 65, Nr. 2, S. 151–65.
- UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier (2023a). *Transformation in der Neustadt*. <https://utopolis.online/projekt/transformation-in-der-neustadt/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- UTOPOLIS – Soziokultur im Quartier (2023b). *Über uns*. <https://utopolis.online/about/> (letzter Zu-griff am 01.09.2025).
- Van de Sande, Mathijs (2019). Prefiguration. In Heike Paul (Hrsg.), *Critical Terms in Futures Studies*, S. 227–33. Cham: Springer International Publishing.
- Wardenga, Ute (2002). „Alte und neue Raumkonzepte für den Geographieunterricht“. *geographie heute*, Nr. 200, S. 8–11.
- Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) (2016). *Der Umzug der Menschheit: die transformative Kraft der Städte; Hauptgutachten*. Berlin: Wissen-schaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen.
- Willinger, Stephan (2022). „Koproduktive Stadtentwicklung: Herausforderung und Chance“. *Raum-Planung*, Jg. 215, Nr. 1, S. 14–19.
- Willinger, Stephan (2020). Narrative. In Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (Hrsg.), *Glossar zur gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung*, S. 99–103. Bonn: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung.
- Wischmann, Katharina (2014). Stadtteilpolitik. In Bernd Belina, Matthias Naumann, und Anke Strüver (Hrsg.), *Handbuch kritische Stadtgeographie*, S. 334–39. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Wright, Erik Olin (2017). *Reale Utopien: Wege aus dem Kapitalismus*. Suhrkamp Verlag.
- Wright, Erik Olin (2015a). *Real Utopias as Destination, Process and Strategy*. The Futures We Want: Global Sociology and the Struggles for a Better World. <https://futureswewant.net/erik-olin-wright-real-utopias/> (letzter Zugriff am 01.09.2025).
- Wright, Erik Olin (2015b). Durch Realutopien den Kapitalismus transformieren. In Michael Brie (Hrsg.), *Mit Realutopien den Kapitalismus transformieren?*, S. 59–106. Hamburg: VSA Verlag.

Yates, Luke (2015). „Rethinking Prefiguration: Alternatives, Micropolitics and Goals in Social Movements“. *Social Movement Studies*, Jg. 14, Nr. 1, S. 1–21.

Anhang

Anhang I: Beobachtungsprotokolle und Forschungsnotizen

1	Kontextinformationen 22.4.2023, 11:15 Uhr, Ex-Sultanmarkt Zuckerfest Festival	Beobachtungen/Notizen Das Baklava-Gebäck ist wie eine zuckrig-süße Geschmacksexplosion in meinem Mund. Es ist köstlich saftig, nussig und klebrig. Laute Musik tönt aus den Boxen mit Gesang in einer mir fremden Sprache. Aber die Beats veranlassen mich gleich zum Mitwippen. Der Parkplatz neben dem Ex-Sultanmarkt, der sonst jeden Tag randvoll mit Autos steht, ist heute zum Festplatz geworden. Es ist Zuckerfest, das Ende des muslimischen Fastenmonats Ramadan, und das wird hier gefeiert. Es herrscht buntes, geschäftiges Treiben. Mehrere hundert Menschen tummeln sich auf dem Platz vor dem Ex-Sultanmarkt. Unter Pavillons stehen Tische mit Bergen von süßen Leckereien. Es gibt eine Hüpfburg und ein kleines eingezäuntes Fußballfeld, auf dem immer zwei Kinder gegeneinander antreten. Ich schaue eine Weile zu – die Freude der Kinder ist ansteckend. Es geht ernsthaft, aber fair zur Sache. Wenn ein Tor fällt, darf ein*e neue*r Spieler*in aufs Feld. Eine lange Schlange wartet darauf, mitspielen zu dürfen. Im Ex-Sultanmarkt soll es am Nachmittag eine arabisches Theatervorstellung für Kinder geben. Aus dem hässlichen Parkplatz ist ein Begegnungsort geworden. Morgen werden hier wieder Autos parken, aber heute zeigt sich, was an diesem Ort sonst noch möglich ist. Ich frage mich, wie es wäre, hier dauerhaft einen Platz oder einen Park einzurichten, der als öffentlicher Begegnungsort im Herzen des Stadtteils existiert.
2	Kontextinformationen 15.05.2023, 10-11:15 Uhr, Stadtteilhaus Neustadt Vorgespräch mit Frank und L. vom Verein Kunst und Kulturbau-stelle 8001 e. V.	Beobachtungen/Notizen Der Raum, in dem wir uns treffen, befindet sich im Stadtteilhaus. Es ist kein Büro. Die Schreibtische mit Computern darauf sind leicht zur Seite zu bewegen, damit in dem Raum auch Yoga und andere Angebote stattfinden können, wie mir erzählt wird. Das Stadtteilhaus wird von verschiedenen Gruppen und Initiativen genutzt. Auch das Quartiersmanagement ist hier ansässig. Zwischendurch kommen mehrmals Personen mit Anliegen an, sodass Frank dem Raum verlassen muss, um „das eben zu regeln“. <ul style="list-style-type: none"> - Förderzeitraum Projekt UTOPOLIS noch bis September 2023 - Kulturrat trifft sich bald zum zweiten Mal und dann monatlich - Vielleicht wird noch eine Stadteilkonferenz veranstaltet Methodische Reflexion Informelles Gespräch. Meine Beobachterrolle wird sofort in Frage gestellt, in dem mir die Frage gestellt wird, wie meine Arbeit für/im Projekt wirken kann. Gibt es die Möglichkeit, das gewonnene Wissen dem Projekt zur Verfügung zu stellen? Wenn ja, ist das „transformative Forschung“?

		<p>Theoretische Reflexion</p> <p>Frank nimmt zentrale Rolle im Projekt ein.</p> <p>Beziehungsarbeit und Empowerment der lokalen Community stehen im Mittelpunkt der Arbeit des Projekts – Menschen können und sollen selbst Programm gestalten (z. B. Ukrainisch-Palästinensischer Abend im Ex-Sultanmarkt), es wird ihnen dafür Raum geschaffen (und gelassen).</p> <p>Frage: wie ist das Verhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit, wenn eine Person Leitungsfunktion mit viel Macht und Entscheidungsgewalt innehält? Ist das Empowerment von Community dann nicht immer abhängig von dieser einen Person?</p>
3	<p>16.5.2023</p> <p>Situiertheit im Forschungsprozess</p>	<p>Methodische Reflexion</p> <p>Ich wohne in der Flensburger Neustadt. Dadurch interagiere ich täglich mit dem Forschungs(um)feld. Täglich gehe ich hier einkaufen, komme mit Menschen in Kontakt, halte Smalltalk mit meinen Nachbar*innen, gehe zu Veranstaltungen, durchkreuze den Stadtteil zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Der Änderungsschneider kennt mich, und ebenso der tunesische Bäcker, der eigentlich gar nicht tunesisch ist, wie es auf dem Schild über seinem Laden steht, sondern aus dem Irak kommt. Ich lasse mir hier meine Haare schneiden, schenke meinen Nachbar*innen im Haus Süßes zum Ende des Ramadan, und die Nachbarskinder spielen mit meinem Kind. Kurzum, die Neustadt ist meine Nachbarschaft, meine Lebenswelt. Ich kann mich nicht als von außen kommender, neutraler Beobachter bezeichnen. Vielmehr ist meine eigene Situiertheit (und die meines Wissens) sehr offensichtlich. Und dennoch gibt es Grenzen, wenn auch unsichtbarer Natur. Anders als viele, die in diesem Stadtteil leben, arbeiten, einkaufen oder verkehren, spreche ich kein Arabisch. Ich bin privilegiert, männlich, weiß und deutscher Herkunft mit einem deutschen Pass, ich bin akademisch ausgebildet und besitze allein deshalb viel kulturelles und soziales Kapital. Gleichzeitig kenne ich viele der Codes und kulturellen Bräuche der hier lebenden Communitys nicht. Ich bin Insider und Outsider zugleich.</p>
4	<p>Kontextinformationen</p> <p>16.05.2023, 15:30-16 Uhr, Flensburg Neustadt</p> <p>„Perspektiven der Neustadt“</p> <p>Spaziergang durch die Neustadt vom Nordertor Richtung Norden; Beobachtende Ortsbegehung</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p> <p>Das Nordertor markiert die Grenze zwischen der Flensburger Altstadt und Neustadt. Hinter dem Nordertor (oder davor?) liegt die Neustadt. Das kommt wohl auf die Perspektive an. Die Neustadt ist schon lange nicht mehr <i>neu</i> im herkömmlichen Sinne. Aber sie ist dennoch <i>anders</i> als das südliche gelegene Stadtzentrum und der Rest der Stadt. Auch wenn die Neustadt längst von anderen Stadtteilen umgeben ist, scheint sie trotzdem peripher, geografisch vorgelagert. Abgetrennt von der Innenstadt durch das Nordertor und von der Förde durch eine Panzerfabrik. Und auch viele ihrer internationalen, (post-)migrantischen Bewohner*innen sind marginalisiert, gehören wohl nur zum Rand der (Stadt-)Gesellschaft.</p> <p>Die Neustadtstraße zwischen Nordertor im Süden und Bergmühle im Norden ist mein Feld. Hier ist das Projekt „UTOPOLIS – Transformation in der Neustadt“ beheimatet. Ich durchschreite diese Achse von Süden kommend und mir fallen zunächst auffällige Häuser und Fassaden, sowie verwaiste Ladenlokale ins Auge. Aber auch ein Friseursalon und orientalische Lebensmittelläden, eine Änderungsschneiderei, ein Döner-Imbiss. Dazwischen das Stadtteilhaus, ein von verschiedenen gemeinnützigen Vereinen und Akteuren im Stadtteil genutztes Haus (z. B. Verein Kunst und Kulturbaustelle 8001 e. V., Quartiersmanagement). Auf der Straße davor ist nicht viel los.</p>

	<p>Ich laufe weiter gen Norden und komme, geografisch betrachtet, ins Herz der Neustadt. Hier offenbart sich eine Leerstelle: eine Mischung aus Baulücke und Brache, Zwischennutzung und postindustrieller Nachnutzung. Auf der einen Seite ein ehemaliger Edeka-Supermarkt, umzäunt von einem mit Graffiti besprühten Holzverschlag, an dessen Stelle die Stadt den Bau neuer Wohnhäuser plant. Auf einem von einer Theateraufführung übrig gebliebenen, durchhängenden Banner am ehemaligen Supermarkt steht in gelben Lettern in der Vergangenheitsform zu lesen: „Wo wir Lebensmittel liebten“. Auf der gegenüberliegenden Seite liegt die ehemalige Walzenmühle, heute Standort der Sparkasse, der lokalen CDU, eines Weinhandels und weiterer Unternehmen. Auf dem Platz vor dem klobigen Gebäude höre ich klassische Musik aus Lautsprechern im Außenbereich tönen. Die soll vermutlich den Aufenthalt Unerwünschter (Jugendlicher? Obdachloser?) unterbinden. Oder den Eindruck gepflegter Ordnung erwecken. Auf dem Parkplatz vor der hohen Glasfassade gibt es keine Bänke und nichts, was zum Verweilen einlädt. Gleich nebenan liegt der Ex-Sultanmarkt, ehemals Supermarkt, derzeit im Rahmen des Projekts UTOPOLIS vom Verein 8001 in Zwischennutzung als „internationales Begegnungs- und Veranstaltungszentrum“ genutzt. Umgeben von einem mit Autos vollgeparkten Parkplatz, einem Discounter und aktiven industriellen Betrieben, ist es kein schöner Ort mit hoher Aufenthaltsqualität. Aber vor dem Eingang des Ex-Sultanmarktes stehen Möbel aus Holzpaletten, Holzskulpturen und mit Blumen bepflanzte Betonkübel, und die Außenwände zieren bunte Wandbilder. Hier – und entlang der gesamten Achse meines Spaziergangs – finde ich außerdem Stuhlgruppen aus zwei bis drei zusammengeschweißten Stühlen in grellen Farben, auf denen „Moin“ geschrieben steht. Sie sind an Laternenpfähle gekettet und laden im gesamten Stadtteil zum Verweilen ein. Auf meinem Spaziergang sehe ich allerdings nur wenige Menschen, die auf diesen Sitzgelegenheiten sitzen.</p> <p>Ich folge der Neustadtstraße. Ein brachial aus dem gründerzeitlichen Stil der Umgebung herausstehendes, in schmuckloser Betonbauweise errichtetes Polizeigebäude komplettiert den Abschnitt um das brache Stadtteilzentrum. Dann viele kleine Läden, meist mit arabischem Schriftzug am Schaufenster: Bäckereien, Imbisse, Friseursalons, Kioske, die Nussmischungen und Baklava verkaufen, Läden, die voller glitzerndem Schmuck und Innenausstattungsgegenständen sind. Sie sind ein Zeichen für die vielen Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland gekommen sind und hier in der Neustadt ihr neues Zuhause gefunden haben. Dann wieder eine Baulücke, die den Blick freigibt auf ein weites freies Areal, an dem neue Wohnhäuser entstehen sollen. Erste Spuren der Bauarbeiten sind bereits zu sehen. Hier zeigt er sich schon, der Wandel, der zusammen mit Baggern und Lastern in diesen Stadtteil einrollen wird. Wer wird wohl hierhin ziehen? Was macht das mit diesem Quartier? Wer kommt, wer bleibt, wer wird verdrängt?</p> <p>An einer Straßenkreuzung befindet sich der <i>Dreiecksplatz</i>. Zwei Moscheen gibt es hier (als „Kulturvereine“ beschildert), davor ein kleiner, von Bäumen gesäumter Platz. An diesem Nachmittag sind die Parkbänke darauf leer. Autos brausen dicht und laut daran vorbei. An zwei Ecken der Kreuzung befinden sich leerstehende Ladenlokale. Daneben eine Ladenkette, die mit ihren extrem niedrigen Preisen wirbt. Von hier aus sieht man im Norden den Turm der Kirche St. Petri und dahinter auf einem Berg die Flügel der Bergmühle, einer historischen Windmühle. Ich komme nun in den belebtesten und am dichtesten mit Läden bevölkerten Teil der Neustadt. Autos parken in zweiter Reihe, Männer sitzen auf einer Bank und trinken Bier aus Dosen, eine Frau mit Hijab und zwei Kindern lädt den Inhalt eines vollen Einkaufswagens in ein SUV. Ein großer orientalischer Supermarkt, bei dem stets reges Treiben herrscht, ein Geschäft für</p>
--	--

		<p>rumänische Lebensmittel, ein offenes Angebot für Suchtkranke. Außer dem Arztpraxen, ein Solarium, drei Friseursalons, ein Café, dessen Fenster mit Folie verklebt sind und das nur von Männern frequentiert zu werden scheint. Geschlossene Gesellschaft oder sicherer Rückzugsort?</p> <p>Gegenüber der „Tunesische Bäcker“, der eigentlich gar nicht tunesisch ist, wie es auf dem Ladenschild steht, sondern aus dem Irak stammt. Darin sitzt eine Gruppe von vier Männern an einem Tisch, alle mit Smartphones in der Hand. Vielleicht kommunizieren sie gerade mit Menschen an anderen Orten, in anderen Städten und in anderen Ländern?</p> <p>Bei der Kirche St. Petri angekommen mache ich Halt und drehe mich um. Hier gibt es prächtige Gründerzeitfassaden, Kopfsteinpflaster und hohe Bäume am Straßenrand, aber auch einen Berg nicht abgeholten Sperrmülls neben einem Stromkasten. Ich schaue zurück entlang der Neustadtstraße und sehe das Nordertor in der Ferne.</p> <p>Ob die Neustadt vor oder hinter dem Nordertor liegt, kommt ganz auf die Perspektive an.</p>
5	<p>Kontextinformationen</p> <p>27.06.2023, 18-20:30 Uhr, Ex-Sultanmarkt</p> <p>2. Treffen des Kulturrats</p> <p>Es gab zuvor bereits ein Treffen mit zivilgesellschaftlichen Akteur*innen und ein anderes mit Mitarbeitenden verschiedener Bereiche der Stadtverwaltung und anderer Institutionen des öffentlichen Lebens (Kinder- und Jugendarbeit, Interkulturelle und interreligiöse Verständigung, Kulturbüro, Theaterschule, u. a.).</p> <p>An diesem Abend kommen die Teilnehmenden der ersten beiden Treffen zum ersten Mal zusammen, um gemeinsam an einer Vision für einen Kulturrat zu arbeiten.</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p> <p>Ein langer, karger Raum mit gekacheltem Fußboden, darin ein Stuhlkreis, mit einem Sofa und bequemen Lounge-Stühlen. An einer Seite ist ein kleines Büffet mit Getränken und Snacks aufgebaut. In einer Ecke steht ein Whiteboard mit bunten Notizzetteln von vorangegangenen Treffen. Alle haben Namensschilder, viele kennen sich offensichtlich. Die Mitarbeiter*innen der Stadtverwaltung gruppieren sich, sitzen auch später im Stuhlkreis vorwiegend nebeneinander.</p> <p>Anwesend sind 16 (9 männlich gelesene und 7 weiblich gelesene) Personen, davon identifiziert sich die Hälfte in einer kurzen Vorstellungsrunde selbst als postmigrantisch, bzw. als „neu-deutsch“.</p> <p>Azadeh, eine junge Lehramtsstudentin, die für das Projekt UTOPOLIS arbeitet, eröffnet den offiziellen Teil des Abends mit einem kurzen Willkommensgruß.</p> <p>Danach erzählt Frank, der geschäftsführende Vorstand des Vereins 8001, über den Kontext des Treffens und die Arbeit im Rahmen des Projekts UTOPOLIS, die zu diesem Treffen geführt hat.</p> <p>„Transformation in der Neustadt verwenden wir nie“, weil das Wort Transformation nun selbst von der Rüstungsindustrie genutzt werde und seine Bedeutung dadurch verwaschen sei.</p> <p>„Alles, was hier passiert ist, hätte es an anderen Orten so nicht gegeben!“</p> <p>Ziel des Prozesses unter dem Namen Kulturrat soll es sein, die Arbeit der letzten Jahre weiterzuführen, den Ex-Sultanmarkt weiterzubetreiben.</p> <p>Eine Gemeinschaft ist bereits da, sagt Frank, auch wenn sich die einzelnen Mitglieder dessen vielleicht noch nicht bewusst sind. Sie hat sich um die Praxis herum gebildet. Der Kulturrat soll diese Gemeinschaft organisieren und verstetigen.</p> <p>Besonders und einzigartig sei, dass sehr viele verschiedene Menschen es schaffen, zusammen zu arbeiten.</p> <p>Ziel sei es, laut Frank, „in der Kultur als ganz normal an[z]ukommen“.</p> <p>Dies solle auch durch eine institutionelle Förderung seitens der Stadt, die angestrebt wird, anerkannt werden.</p> <p>Die Stärke des Vereins 8001 als Kunstverein sieht Frank darin, dass Kunst und Kulturarbeit als verbindendes Element zum Einsatz kommen. „Wir</p>

	<p>können Menschen miteinander verbinden, unabhängig von dem, was sonst so passiert.“</p> <p>Gleichzeitig kommt Franks Selbstverständnis zum Ausdruck, wenn er von der Verantwortung spricht, dass das Miteinander der verschiedenen Menschen und Kulturen auch in Zukunft gelingt. Die Arbeit im Quartier sieht er als integralen Prozess, um das ‚wie‘ des Miteinanders zu üben.</p> <p>Dann wird die Runde geöffnet, um gemeinsam über eine mögliche Rolle des Kulturrats zu sprechen. Auf einer langen Rolle Papier auf dem Boden werden Stichworte festgehalten.</p> <p>Es scheint an diesem Abend auch viel Unausgesprochenes im Raum zu stehen. Irgendwer kann nicht mit irgendeiner anderen Person/Gruppe. Die einzelnen Teilnehmenden stehen, explizit oder implizit, immer auch für die kulturelle, sprachliche, ethnische Gruppe, die sie vertreten.</p> <p>Eine Opposition zwischen Stadtverwaltung und dem Projekt steht im Raum. Aus seinem Missfallen gegenüber verwalterischem Denken und Strukturen macht Frank kein Geheimnis. Es kommt an diesem Abend mehrmals durch Witze und Kommentare zum Ausdruck. Er beklagt, dass ihm seitens der Stadt zu häufig gesagt werde, dass etwas unmöglich sei und warum.</p> <p>Davon möchte er wegkommen und stattdessen die Tür für Neues öffnen. Er sagt: „Ich will andere Strukturen aufbauen, auch wenn ich noch nicht weiß, welche.“</p> <p>Ein Mitarbeiter der Stadt sagt, er sei ja hier, weil er genau das wolle, was der Verein auch will.</p> <p>Eine Teilnehmende fragt, was das „gemeinsame Terrain“ sei, auf dem die Arbeit aufbaue und betont die Wichtigkeit der Platzierung des Projekts an einem zentralen Ort in der Neustadt.</p> <p>Es wird klar: es soll um mehr gehen als nur den Raum, in dem alle etwas veranstalten können, und dennoch ist der Ort der kleinste gemeinsame Nenner, von dem alles ausgeht, der etwas ermöglicht, um den sich alles dreht. Die Gemeinschaft, die mit dem Kulturrat eine organisierte Form annehmen soll, ist um den Ex-Sultanmarkt herum entstanden.</p> <p>Als entschieden werden soll, ob, von wem und wie bis zum nächsten Treffen ein Konzept geschrieben werden soll, kommt Spannung auf. Es besteht Uneinigkeit, ob darüber im Mehrheitsprinzip abgestimmt werden sollte. Als dann kurzerhand doch abgestimmt wird, fühlen sich einige sichtlich übergangen. Da allerdings die Zeit drängt, besteht keine Möglichkeit mehr, diesen Konflikt noch an diesem Abend innerhalb der Gruppe zu bearbeiten.</p> <p>Es formiert sich eine kleine Arbeitsgruppe, die einen Konzeptentwurf erarbeiten möchte.</p> <p>Um 20:15 wird das Treffen offiziell beendet, weil draußen schon eine Gruppe Männer wartet, die den Raum für das am folgenden Tag stattfindende Gebet anlässlich des muslimischen Opferfestes herrichten wollen. Dafür werden, so erzählt mir ein Teilnehmer des Kulturrats, mehr als 200 Menschen erwartet. Die lokale Moschee sei zu klein, erklärt mir Adil vom palästinensischen Kulturverein, deshalb sei der Ex-Sultanmarkt ein guter Ausweichort, auch weil vor dem Gebäude Platz sei für Stehtische mit Tee und Gebäck.</p> <p>Methodische Reflexion</p> <p>Bei der Vorstellungsrunde stelle ich mich als interessierter Beobachter des Prozesses und als Bewohner der Neustadt vor. Klar ist, dass ich dadurch</p>
--	---

		<p>nicht unbeteiligter, neutraler Beobachter sein kann, sondern mein eigenes Vorwissen mit einbringe.</p> <p>Bei den Mitarbeiter*innen der Stadt löst die Tatsache, dass ich Transformationsstudien studiere und meine Abschlussarbeit über das Projekt schreiben möchte, möglicherweise andere Reaktionen aus als bei anderen Teilnehmenden, die keinen (direkten) Kontakt zur Uni haben, nie etwas von Transformationsstudien gehört haben.</p> <p>Ich mache mir während des Abends handschriftlich Notizen.</p> <p>Diese ergänze ich noch am selben Abend nach dem Ende des Treffens und verschriftliche sie am darauffolgenden Tag.</p> <p>Theoretische Reflexion</p> <p>Begriffe, die an diesem Abend häufig fallen und mir deshalb wichtig erscheinen: Vernetzung, Brückenbau, (Kultur-)Vermittlung, Verstetigung, Organisationsform, Konzept, Strukturen aufbauen, Verantwortung teilen</p> <p>Es scheinen unterschiedliche Kulturverständnisse nebeneinander verwendet zu werden: einerseits Kultur als Programm, das Kunst und Musik umfasst; andererseits Kultur als kulturell-ethnischer-sprachlicher Hintergrund der Beteiligten, der die gelebten Traditionen betrifft, aber auch gewisse Sichtweisen auf andere beinhaltet.</p> <p>Der Prozess birgt viele Konfliktpotenziale und Widersprüchlichkeiten. Entscheidungsprozesse in der Gruppe sind wichtig und bergen Konfliktpotenzial. Es bräuchte zunächst eine Entscheidung darüber, wie Entscheidungsprozesse in der Gruppe ablaufen sollen. Dafür wäre eine externe Moderation hilfreich. Viel Macht und Verantwortung hängen an Frank als die Person mit der leitenden Funktion, der zwar explizit loslassen und Verantwortung auf andere übertragen möchte, aber zugleich strukturell bedingt eine zentrale Position im „System“ einnimmt.</p> <p>Das Ringen um die Form ist präfigurativ, wenn man es als Prozess versteht, während dem sich bereits Verständigung und Miteinander manifestiert.</p> <p>Wenn also das Ziel des Projekts ist, interkulturelles Miteinander zu fördern und zu ermöglichen, wird dieses hier bereits auf der Mikroebene ausprobiert. Das Miteinander wird geübt, auch über Hindernisse und Widersprüche hinweg.</p>
6	<p>Kontextinformationen</p> <p>29.08.2023, 18-20:30 Uhr, Ex-Sultanmarkt</p> <p>3. Treffen des Kulturrats</p> <p>17 anwesende Personen, 7 weiblich, 10 männlich</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p> <p>Die Stimmung ist heute weniger verhalten, lockerer und ungezwungener als beim letzten Treffen des Kulturrats. Die Gruppenmitglieder mischen sich von Anfang an mehr untereinander.</p> <p>Bei einem Update von Frank zu Beginn geht es um die angestrebte Verstetigung des Projekts und um die gestellten Förderanträge. Die Weiterförderung ist nicht gesichert. Der Verein 8001 hat unter anderem Gespräche mit dem Kulturbüro der Stadt Flensburg geführt.</p> <p>„Wir haben gemerkt, das, was wir hier machen, ist in der Politik noch nicht angekommen,“ sagt Frank.</p> <p>Er fragt sich, ob „die Politik“ überhaupt möchte, was hier geschieht.</p> <p>„Wir sind viele. Bis zur Politik ist das noch nicht durchgedrungen, dass wir eine Gemeinschaft sind.“</p> <p>Zugleich wird der Wunsch geäußert, unabhängiger von Förderung zu sein, weil das immer auch eine Form von Abhängigkeit darstelle.</p>

		<p>Anschließend stellt Azadeh den von einer kleinen Arbeitsgruppe erarbeiteten Entwurf eines Konzepts für den Kulturrat vor.</p> <p>Die Vorstellung des Konzepts erfolgt hastig und ohne viel Zeit, um sich dazu auszutauschen. Es scheint, die Verantwortlichen des Vereins hätten anderes vor für diesen Abend – über konkrete Dinge sprechen und eine gemeinsame erste Aktion des Kulturrats planen.</p> <p>Das Konzept soll zirkuliert werden und dann soll es später die Möglichkeit geben, darüber zu sprechen.</p> <p>Dann werden Ideen für eine gemeinsame Aktion gesammelt. Die Ideen zeigen, dass der Kulturrat gleichzeitig nach innen und nach außen wirken soll. Nach innen bedeutet, dass sich teilnehmende Akteur*innen durch eine gemeinsam organisierte Aktion besser kennenlernen und vernetzen sollen. Nach außen beschreibt die Wirkung auf den Stadtteil, die Stadt, die Politik. Man möchte etwas Sichtbares schaffen.</p> <p>Der Vorschlag, einen Preis auszuloben und einen Wettbewerb („Neustadt sucht den Superstar“) auszutragen, wird von verschiedenen Teilnehmenden abgelehnt, weil man ja Vielfalt zelebrieren und Zusammenhalt darstellen möchte. Konkurrenz und Wettkampf passen nicht zu dieser „Utopie“, wie Azadeh betont.</p> <p>Am Ende steht die Idee am 3.10. (Tag der deutschen Einheit) einen „Tag der neuen deutschen Einheit Vielfalt“ im Ex-Sultanmarkt zu veranstalten.</p> <p>Methodische Reflexion</p> <p>Ich werde an diesem Abend zunehmend Beobachter und Teilnehmender. Ich verspreche, einen Beitrag zum gemeinsamen Event zu leisten. Das baut eine Verbindung zum Projekt und den Aktiven auf und wird mir noch mehr Einblicke in das Projekt gewähren.</p> <p>Während der Pause am Snack-Buffer und nach Ende des Treffens spreche ich Teilnehmende als potenzielle Interviewpartner*innen an und sammle Kontaktdaten.</p> <p>Theoretische Reflexion</p> <p>Im Konzeptentwurf für den Kulturrat kommt die präfigurative Intention des Projekts klar zum Ausdruck: mit „künstlerischen Mitteln“ soll ein Abbild der „neuen deutschen Gesellschaft“ geschaffen werden, das internationale Menschen mit einbezieht und diese somit zugleich präfiguriert.</p>
7	<p>Kontextinformationen</p> <p>05.09.2023, 17:45-18 Uhr, Ex-Sultanmarkt</p> <p>Beobachtungen auf dem Vorplatz des Ex-Sultanmarkts</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p> <p>Ein gewöhnlicher Dienstagnachmittag. Die Sonne scheint. Einige Menschen sitzen auf den Palettenmöbeln vor dem Ex-Sultanmarkt. Sie schauen auf ihre Smartphones, genießen die Abendsonne, warten vielleicht auf jemanden. Dazwischen bepflanzte Hochbeete mit Blumen. Es scheint mir wie eine kleine, einladende, grüne Insel, umgeben von Straße und einem mit Autos vollgeparkten Parkplatz.</p> <p>Theoretische Reflexion</p> <p>Die Palettenmöbel, in ihrer Ästhetik temporär und in Eigenarbeit gebaut, sind wie Kerben im glatten städtischen Raum, die zum Verweilen einladen, während nebenan bei der Walzenmühle das Verweilen für manche Menschen durch klassische Musik erschwert werden soll. Auch sonst gibt es dort keine Sitzgelegenheiten. Es ist kein Aufenthaltsort. Hier aber wird – mit rudimentären Mitteln – Aufenthaltsqualität geschaffen.</p>
8	<p>Kontextinformationen</p> <p>06.09.2023</p>	<p>Methodische Reflexion</p> <p>Der Zugang zum Projekt gestaltet sich schleppend. Frank antwortet derzeit nicht oder nur sehr verzögert auf meine Nachrichten. Es scheint, als</p>

		<p>wolle er nicht mit Infos „herausrücken“ oder mich nicht dabei haben. Ich habe wiederholt gefragt, ob ich zum Beobachten bei Team-Treffen oder bei anderen offiziellen Terminen des Projekts dabei sein kann. Darauf habe ich keine Antwort erhalten. Auch meine Anfragen für ein Interview mit Frank waren bisher nicht erfolgreich, bzw. ich wurde auf einen späteren Zeitpunkt verwiesen oder erhielt keine Antwort.</p> <p>Vielleicht liegt das an zu viel Arbeit und zu vielen Anfragen für den Verein 8001, oder daran, dass er andere Anliegen priorisiert als die Anfrage eines weißen/deutschen Akademikers von der Universität.</p>
9	<p>Kontextinformationen</p> <p>19.09.2023, 18-20:30 Uhr, Ex-Sultanmarkt</p> <p>4. Treffen des Kultur-rats</p> <p>14 anwesende Personen, 9 weiblich, 5 männlich</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p> <p>Auch dieses Mal sind wieder neue Personen anwesend. Jemand vom Ukrainisch-Deutschen Verein ist gekommen, außerdem drei junge syrische Künstler*innen, die sich als Gruppe U25 nennen.</p> <p>Es folgt, wie üblich, ein Stand der Dinge, präsentiert von den Verantwortlichen des Vereins 8001.</p> <p>Der Antrag auf institutionelle Förderung von der Stadt wurde zwischenzeitlich genehmigt.</p> <p>„Wir bleiben da, und die Förderung macht uns auch ein bisschen freier.“ (Frank)</p> <p>„Nicht der Raum ist unser gemeinsamer Nenner, sondern der Inhalt. Wir sind ein Kunst-, Kultur- und Bildungsort.“</p> <p>Das Miteinander steht im Mittelpunkt, nicht das Nebeneinander.</p> <p>Die Idee, eine Stadtteilkonferenz zu veranstalten, wird vorgestellt. Frank äußert die Befürchtung, dass sich dann dort Menschen mit Entscheidungsgewalt, die dafür bezahlt werden, und unbezahlte Freiwillige („die Bevölkerung“) gegenüber sitzen.</p> <p>Es besteht reges Interesse am Projekt von außen. Delegationen aus Dänemark waren da, um sich das Projekt anzuschauen.</p> <p>Es scheint, als gelinge dem Verein, was Stadtverwaltung, Politik (und andere) erfolglos versuchen: Kontakt mit der Bevölkerung aufzubauen und herauszufinden, was diese eigentlich will.</p> <p>Danach wird die gemeinsame Veranstaltung am 3.10. geplant und ein Programm zusammengestellt. Alles geht ein bisschen chaotisch zu, aber am Ende steht ein Plan für den Tag.</p> <p>Theoretische Reflexion</p> <p>Kampf, um als Freiraum bestehen zu können/Verteidigung von Freiraum: „Wir haben hart gekämpft um den Sultanmarkt und um unsere Idee von internationaler Arbeit“ (Frank)</p> <p>Präfiguratives Experimentieren:</p> <p>Die gemeinsam organisierte Veranstaltung am 3.10. („Tag der neuen deutschen Vielfalt“) soll als Laboratorium dienen, als „Experiment für uns“, um zu testen „Ist das, was wir uns im Großen vorstellen, auch im Kleinen machbar?“</p> <p>Danach soll es ausdrücklich wachsen und größer werden.</p> <p>Jemand vergleicht es mit einem Chor, der sich vor einem Konzert erstmal treffen, Lieder aussuchen und üben, üben, üben muss. Der Kulturrat ist wie ein Chor, der, bevor er nach außen wirken kann, erstmal üben muss.</p>
10	<p>Kontextinformationen</p> <p>24.09.2023</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p>

	<p>15-17 Uhr, Ex-Sultanmarkt</p> <p>Arabische Büchermesse und Konzert/Open Stage unter dem Motto „Orient trifft Okzident“</p>	<p>Vor dem Ex-Sultanmarkt sind Stuhlreihen mit Klappstühlen aufgebaut. Ein Film-Team des Bundesprogramms UTOPOLIS ist vor Ort. Im Innenraum sind auf Tischen Bücher in arabischer Sprache aufgereiht. Als ich ankomme, ist noch wenig los. Nur einige Menschen sitzen herum und warten darauf, dass das Konzert beginnt, das für 15 Uhr angekündigt war.</p> <p>Ab 15:30 Uhr tut sich etwas auf der mit Teppichen markierten „Bühne“ draußen vor dem Ex-Sultanmarkt. Soundcheck und Aufbau.</p> <p>Drinnen scharen sich mehr und mehr Menschen um ein Kuchenbuffet. Es gibt Apfelkuchen und Käsetorte aus dem Tiefkühlregal, außerdem Datteln, Kaffee und Tee. So stelle ich mir Orient trifft Okzident auf der Kaffeetafel vor.</p> <p>Viele Kinder und Jugendliche wuseln herum. Ich kann einige Deutsche (=Muttersprache deutsch) ausmachen, außerdem erkenne ich einige Ukrainer. Außerdem höre ich viel Arabisch.</p> <p>Als schließlich um 16 Uhr vier Musiker beginnen zu spielen, füllen sich die Stuhlreihen. Nun sind etwa 100 Menschen da.</p> <p>Die Band besteht aus Oud, Trommeln, Gesang, und einer E-Gitarre. Einige Männer fangen an, in einer Reihe zu tanzen und singen auf Arabisch. Später trägt eine Ukrainerin drei ukrainische Lieder und ein Afghane ein afghanisches Lied vor.</p> <p>Von der Straße kommen immer wieder Interessierte Passant*innen auf den Vorplatz am Ex-Sultanmarkt, die stehenbleiben, lauschen und schauen, was sich hier abspielt.</p> <p>Jemand sagt zum Film-Team: „Jetzt solltet ihr reingehen. Jetzt ist es voll!“</p>
11	<p>Kontextinformationen</p> <p>03.10.2023, 10-16 Uhr, Ex-Sultanmarkt</p> <p>„Tag der neuen deutschen Vielfalt“ des Kulturrats</p>	<p>Beobachtungen/Notizen</p> <p>In der Mitte des Ex-Sultanmarktes steht eine lange Tafel, festlich gedeckt und geschmückt mit Blumen und Kerzen und kunstvoll gefalteten, leuchtend pinken Servietten an jedem Platz. An den Wänden hängen Kunstwerke von zwei Künstlerinnen.</p> <p>Um 11 Uhr soll es losgehen, so stand es auf der digitalen Einladung, die an ausgewählte Personen verschickt wurde. Es soll kein großes Event sein an diesem Tag, keine Veranstaltung für die Öffentlichkeit, eher ein Zusammentreffen des Kulturrats im familiären Rahmen, um sich besser kennenzulernen.</p> <p>Bis zum letzten Moment werden noch Essensplatten herangezogen und ausgewickelt, die einige Freiwillige in der Nacht zuvor bis zu später Stunde vorbereitet haben. Auf einer kleinen Bühne in einer Ecke des Raumes wird eine Sound-Anlage aufgebaut.</p> <p>Anfangs ist die Atmosphäre steif. Einige treffen letzte Vorbereitungen, die Ukrainer*innen stehen zusammen, einige Palästinenser rauchen noch vor dem Ex-Sultanmarkt. Der Lokalpolitiker von der CDU, der auch im Stadtteil wohnt, steht etwas verloren dabei und weiß noch nicht, was er erwarten soll.</p> <p>Dann wird endlich das Buffet eröffnet, und damit auch das Programm. Es gibt einen großen Brunch – mit Börek und Nudelsalat, Brötchen, Schwarzbrot und Fladenbrot, Hummus und Wurst, veganem Aufschnitt und Datteln. Circa 50 Menschen nehmen entlang der langen Tafel Platz, und die Stimmung wird gelöster.</p> <p>Nach einer Stunde des Essens gibt es ein „Speeddating“, bei dem sich alle mit jemandem zusammentun, den oder die sie noch nicht kennen. Geleitet durch kurze Fragen soll man sich besser kennenlernen und über den Ex-Sultanmarkt und den Stadtteil ins Gespräch kommen.</p>

	<p>Danach geht es dezentral weiter. In der einen Ecke gibt es einen großen Webrahmen, an dem alle, die wollen, gemeinsam einen Teppich aus Stoffresten weben können. In einer anderen Ecke befindet sich eine Schmink-ecke, die sowohl Kinder als auch Erwachsene in Anspruch nehmen.</p> <p>Dann plötzlich eine theatrale Intervention: einige Männer in 70er-Jahre Kostümen laufen durch den Raum. Sie haben Requisiten eines Filmdrehs dabei. Ein Fernseher aus Pappkarton, der vorne im Raum platziert wird, dient als Rahmen, in dem aus der Gruppe der Anwesenden ausgewählte Menschen interviewt werden. „Neustadt TV.“ Fragen wie „Was gefällt dir an der Neustadt?“ oder „Wenn du die Schlüssel zum Ex-Sultanmarkt hättest, was würdest du tun?“ werden nun gestellt und damit eine Reflexions-ebene geschaffen, um über den Ex-Sultanmarkt und seine Position in der Neustadt zu sprechen.</p> <p>Später findet auf der Bühne ein „Poetry-Slam“ statt, der allerdings weniger Slam und eher eine Möglichkeit ist, um Texte zu teilen. Fünf männlich gelesene Personen tragen Texte vor, teils humorvoll, teils gefühlvoll, teils poetisch, teils in Rap-Form. Die Texte drehen sich um das Ankommen in Deutschland, sind kritisch gegenüber einem allzu starren Bild von dem, was als deutsch gilt. Es geht um neue deutsche Vielfalt.</p> <p>Anschließend singt Olga vom Deutsch-Dänisch-Ukrainischen Verein noch zwei ukrainische Lieder, begleitet von einer Gitarre.</p> <p>Der komplettierte, gewebte Teppich wird präsentiert. Er soll irgendwo im Ex-Sultanmarkt sein zu Hause finden. Ein schönes Symbol für die neue deutsche, internationale Gesellschaft, die sich hier verwebt.</p> <p>Dann werden Tische und Stühle beiseite geräumt und laut Musik ange-macht, wozu einige ausgelassen tanzen. Es ist nur noch wenig zu spüren von der steifen Atmosphäre des Vormittags.</p> <p>Methodische Reflexion</p> <p>An diesem Tag bin ich Teilnehmer, der auch einen Beitrag leistet und damit Teil des Geschehens wird. Ich leite das Speeddating an, führe viele Gespräche, lerne neue Menschen kennen, stelle mich als Teil des Kultur-rats und als Bewohner der Neustadt vor.</p> <p>Eine neutrale, nicht eingreifende Beobachterrolle nehme ich somit nicht ein. Vielmehr hat sich meine Rolle über den Verlauf der vergangenen Mo-nate vom Outsider zum Insider geändert, der Beziehungen zu den Men-schen und eine immer tiefere Kenntnis des Ortes, seines Umfeldes und seiner Dynamiken entwickelt hat.</p>
--	---